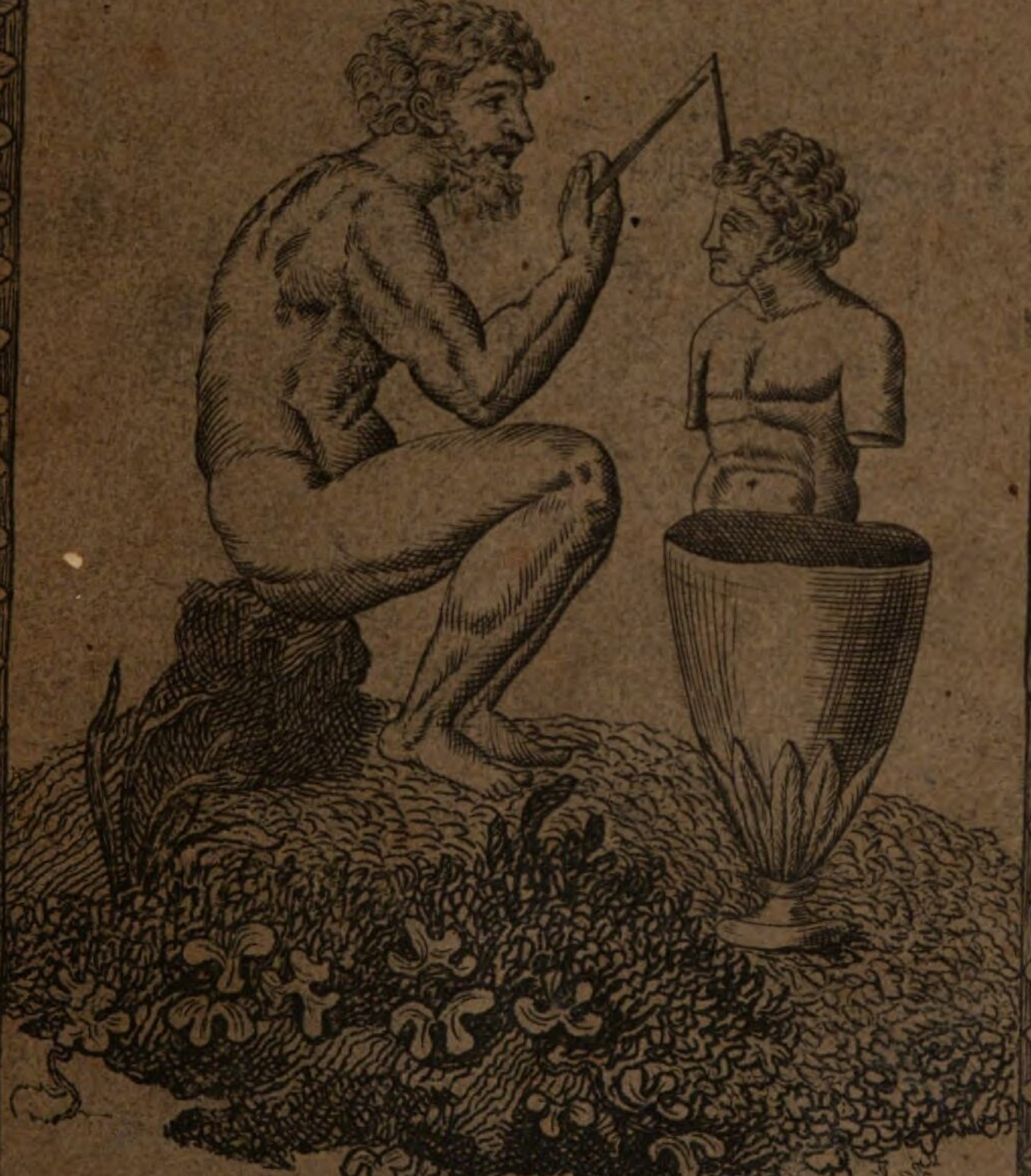
H. G. hum.
216
m

H. g. hum.
216 m
3,1

<36639030060012
<36639030060012
Bayer. Staatsbibliothek

H. G. hum.
216m

III



527

der 2te Heft dieses (lezten) Bandes fehlt. – 1810. 1 r. 8 gr.

Anthr. 196 m/n

H. gen. h. 216 m - 3,1

~~Medic.~~
~~Anth. 51.~~
~~p. 341.~~

R

R

J. Kuyper, del. L. Portman, sculp.

Neu Holländer.

H. g. hum. 216 m/3,1

Der

Mensch

oder

Darstellung aller Völker der bekannten Erde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dritter Band, erstes Heft.

Crefeld,
bei Abraham ter Meer,
1809.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Neuholland.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Neuholland.

Da, wo sich der große Ocean dem indischen Weltmeere nähert, breitet sich Neuholland aus. Wie auf dem, ihm entgegen liegenden, Südamerika die Kordilleren, stellt auf seiner Ostküste, in vielen hohen, hinter einander stehenden Reihen, sich eine unermeßliche Kette von Gebirgen dar. Sie zieht vom Vorgebirge York, zwischen sich und dem Meer eine schmale Ebene lassend, quer hin, wie das Land sich breitet, in langgestreckten Rücken, die unersteiglich scheinen, bis zu seiner Südküste hinab. Von diesem großen Stock des Hauptgebirges mögen im Westen, die unbekannten Gegenden des Innern durchsetzend, viele, nicht unbeträchtliche Bergjoche ausgehen, zwischen welchen weit gedehnte Ebenen und enge

Thalgelände sich allmählich niederbreiten zur Küstenfläche der westlichen Ufer.

Wenn man von der Baß-Straße zum Vorgebirge York hinauf zieht, erblickt man zum dreißigsten Grade hin ein meist flaches Land, auf dessen Oberfläche, mit finstern Waldgründen untermischt, weite Grasfluren sich verbreiten. Weiter gegen Norden gerichtet, sind die östlichen Küstenstriche bergig; doch erhebt sich die Fläche nie so sehr, daß man sie als ein wahres Gebirgsland betrachten könnte, und alle Berge und Hügel, zu welchen die Landschaft nordwärts ansteiget, sind, wenn man sie mit den Ebenen und Thälern vergleichet, die zwischen ihnen verbreitet liegen, nur ein geringer Theil derselben. Im Ganzen ist diese Küstenstrecke eher unfruchtbar, als fruchtbar zu nennen; denn sieht man gleich an vielen Orten die Thäler und Ebenen voll fetter Weiden, und die Anhöhen wechselsweise mit reicher Waldung und schön grünen Auen prangen; so bieten sich doch zugleich dem Auge nicht selten pflanzenarme Sandflächen und die todten Räume nackter Felswüsten dar. Alles Land, welches von dem dreißigsten Breitengrade hinaufwärts liegt, gewährt denselben geognostischen Anblick, wo selbst in den fruchtbarsten Strichen die Fluren minder üppig begras't, und die Wälder nicht so baumreich erscheinen, als in der südlichen Gegend. Auch findet sich, wenn man in jenen Strecken, sie zu erforschen, tiefer ins Innere der meernahen Landschaft eindringt, dieselbe Unfruchtbarkeit wieder, die sich auf der dürren Küste zeigte. Im Westen jener so unglaublich hoch aufgethürmten Gebirge dürften die ungekannten Erdstrecken, welche das Innere dieses

Kontinentes bilden, leicht einen furchtbareren Anblick gewähren. Nach aller Vermuthung müssen diese, unter dem sengenden Himmel der heißen Zone, bald als weit ausgedehnte Grasfluren, bald als pflanzenleere und wasserarme Sandmeere erscheinen; dagegen mag, in den südlichen Himmelsstrichen, undurchdringliche finstere Waldung die unermeßlich wildernde Landschaft erfüllen. Diesseits, vom Fuß des Hochgebirges fließen viele Wildwasser und Wetterbäche zum Meere hervor, die in der regnigten Jahreszeit, zu ungeheuren Strömen angeschwollen, unglaubliche Wassermassen verheerend daher wälzen. Jenseits, am westlichen Abfall der Gebirge, mögen Steppenflüsse ins Unbekannte der weiten Grasebenen und Sandmeere sich ergießen, deren kleinlicher Strom, ohne je die entfernte Küste zu erreichen, im glühenden Sand der gewächslosen Flächen, nach kurzem Laufe bald wieder versieget.

Dieß Wenige von dem Natur-Charakter dieses weitläufigen Kontinentes im Allgemeinen. Wir versuchen es nun die Umrisse seiner Gestalt mit einigen Zügen zu entwerfen; gehen hierauf, mit schnellem Ueberblick, zur Beschreibung seiner naturhistorischen Gegenstände fort; und führen alsdann, durch Schilderung ihrer Nationalität, die Landeseingebornen selber vor, um so die Beantwortung der Frage, auf welcher Stufe der Bildung zur Humanität jene Völkerschaft in dieser Zeit erscheine, hinlänglich vorzubereiten.

Wenn man, am nördlichen Eingange in die Baß-Straße, die Landspitze Hicks zurück läßt, und nordwärts

zur sandigen Spitze hinauf schifft; so gewährt die Küste und die ufernahe Gegend, vom Meer aus gesehen, im Einzelnen folgenden Anblick. Jener Landspitze im Norden sieht man, ihr benachbart, eine andere, in Gestalt eines runden Hügels, unter dem Nahmen Ram-Head, empor steigend, sich über den Wasserspiegel erheben, zwischen welcher und dem Gebirge Dromedary die meernahe Landesstrecke eine meist niedrige, aber ungemein reitzende, Landschaft bildet. Bald erblickt man eine große Anzahl lebhaft grüner Berge, durch liebliche Thäler abgesondert; bald anmuthige, sanftgerundete Hügel und reich begras'te Auen, zwischen welchen weit gedehnte Flächen voll düsterer Waldung in mahlerischem Wechsel sich erstrecken. Der Mount Dromedary selbst stellt sich als eine hohe Berggruppe dar. Nördlicher zeigt sich das Uferland noch immer von mäßiger Höhe, und der äußerste Vorgrund zieht sich bald in sandigen Stränden entlang das Ufer, bald schiebt er sich in vorspringenden Landspitzen weit hinaus in die Wellen. Aber tiefer in das Land eindringend ruht der Blick zuletzt auf vielen hohen, mit dichtem Wald gekränzten, Bergen; unter ihnen stehen zwei von aller Holzung entblößt, mit merklich flachem Gipfel, und umher, so weit das Auge reicht, von spitzigen Felsen umgeben. Alles Land ist rings mit hohem Walde bedeckt. Weiter gegen Norden gekommen, erblickt man eine geräumige Meeresbucht, ihres großen Pflanzenreichthums wegen die Botany-Bai genannt. Steuert man hinaufwärts an ihr vorüber, so gelangt man unfern davon zuerst nach Port-Jackson, hierauf zur Brocken-Bai, und dann zu Stephens Port.

Je mehr von der Botany=Bai nach Norden hin entfernt, desto höher wird das Land; so, daß ihm vom dreißigsten Breitengrade an der Nahme eines gebirgigen Lands gebühret. Zwischen vorgedachtem Grad der Breite und der Bai gewährt es, von der See aus betrachtet, eine große Mannigfaltigkeit der Ansicht. In mancherlei Richtung sich erstreckende Berge und schön bewaldete Hügel wechseln in wilder Anmuth mit baumreichen Ebenen und Thalgründen ab, deren immer frisches Grün aus duftiger Ferne das Aug' entzückt. Das hohe Land des Innern läßt sich auf der Küste in niedrigere und sandige Uferflächen herab, mit Ausnahme der Landspitzen, als welche felsig sind. Die äußersten, in die See vordringenden, Enden dieser Vorgebirge erheben sich meist in hohen Bergen, welche, aus der Entfernung erblickt, wo man ihre Gipfel nur wenig über den Spiegel des Meeres empor treten sieht, den Anblick felsiger Inseln gewähren.

Die Aufwärtsschiffenden ziehen unter dem sieben und zwanzigsten Breitengrade am Mount Warning, und nicht lange hernach an einer geräumigen offenen Bucht vorüber, ihres Nahmens die Moretons=Bai. In ihren innersten Raum scheint aus Gebirgspässen hervor sich ein Fluß zu ergießen. Landeinwärts und gegen Norden erblickt man drei, durch enge Thäler gesonderte Berge, leicht erkennbar an der seltsamen Gestalt, in welcher sie sich über die unter ihnen ausgebreitete Landschaft erheben. Sie bieten nämlich dem Reisenden den überraschenden Anblick einer ungeheuren Glashütte dar. Der nördlichste von ihnen übertrifft die beiden andern an Umfang und

Höhe. Hinter diesem nördlichen stehen viele andere zugespitzte Berge, steigen aber nicht so hoch empor, und sind von minder ausgezeichneter Gestalt, als jene. Nördlicher gelangt man zu einer niedrigen Landspitze. Sie bildet das südliche Ufer einer sandigen Bucht. Von ihr zum fernen Hintergrunde dehnt sich eine weite, meist überall gleich hoch über den Wasserspiegel erhabene, Sandfläche aus. Sie gewährt dem Beobachter einen traurigen Anblick. So weit das Auge reichet, bemerkt man öde, mit beweglichem Sand erfüllte Räume. Die hier und dort aus ihnen aufsteigenden Waldbäume erblickt man nicht selten zur Hälfte des Stammes in Sandhügeln vergraben. Viele, die noch nicht lange bedeckt seyn mögen, grünen noch am Wipfel fort; andre, von den Sandwirbeln schon früher verschüttet, sind verdorrt, und zeigen nur noch die kahlen verwitternden Stämme. Bisweilen sieht man auch die verödete Landschaft mit niedrigem Gehölze und struppigem Buschwerke bedeckt. Die nördlichste Gränze dieser Wüste scheint das sandige Vorgebirge zu bilden. Es ist so hoch, daß es bei heiterem Wetter in einer Entfernung von zwölf Seemeilen gesehn werden mag.

So erscheint, vom Meer aus erblickt, auf den von Reisenden beobachteten Punkten die Ostküste des Landes. Von jenem Vorgebirge an zum Kap York hinaus zieht die Küste in einer nordwestlichen Richtung. Schifft man nun weiter aufwärts, so kommt man zuerst zur Hervey's-Bai, einem tief in das Land eindringenden Busen. Die umliegende Gegend zeigt sich in den meernahen Uferstrichen als eine niedrige Fläche; allein fern im Innern ra-

gen etliche hohe Berge, insgesammt reich mit der herrlichsten Waldung geschmückt. Bald, so gelangt man zu einem weit geöffneten Busen. Das ihn umgränzende Erdreich ist dürr und sandig; doch werden auf den benachbarten Bergen, einzeln stehend, Bäume von kraftvollem Wuchse erblickt, unter welchen sich inzwischen kein Strauchwerk findet. Der Busen selber führt den Nahmen der Trappen-Bai. Geht die Fahrt weiter aufwärts, so steuert man am Vorgebirge des Wendekreises vorüber. Die Uferstrecke umher ist niedrig und sandig, hinter ihr steigt die Landschaft allmählich zu Bergen hinan, welche aber verödet und unfruchtbar, und eine wenig reitzende Ansicht gewähren.

Voran am festen Lande zieht sich in dieser Gegend eine nicht unbeträchtliche Gruppe kleiner, aber hoher felsiger, Inseln hin. Ein breiter, jedoch seichter Kanal dehnt sich zwischen ihnen und dem entgegen stehenden Kontinente aus. Sie wurden von ihrem Entdecker Keppels Eilande genannt. Jenseit des Wendezirkels erstreckt sich zwischen ihm und dem Vorgebirge Mainhold, an dem Fuß einer großen Menge hoher Berge, eine weitläufige Meeresbucht unter dem Nahmen der Keppels-Bai. Das Vorgebirge selbst steigt unmittelbar aus dem Meer zu hohen Bergen auf. Nicht lange, so stellt das Kap Towenshend sich den Aufwärtsschiffenden dar. Westwärts von diesem bildet das Meer, tief in das Land vordringend, einen unabsehbar großen Busen. In demselben liegen unzählige Inseln, theils in kleinen Gruppen beisammen, theils einzeln und umher zerstreut. Auch zeigt sich in dieser Gegend, so fern das Auge reicht, das Meer

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Neuholland.

Bayerische Staatsbibliothek München

Neuholland.

Da, wo sich der große Ocean dem indischen Weltmeere nähert, breitet sich **Neuholland** aus. Wie auf dem, ihm entgegen liegenden, Südamerika die Kordilleren, stellt auf seiner Ostküste, in vielen hohen, hinter einander stehenden Reihen, sich eine unermeßliche Kette von Gebirgen dar. Sie zieht vom Vorgebirge York, zwischen sich und dem Meer eine schmale Ebene lassend, quer hin, wie das Land sich breitet, in langgestreckten Rücken, die unersteiglich scheinen, bis zu seiner Südküste hinab. Von diesem großen Stock des Hauptgebirges mögen im Westen, die unbekannten Gegenden des Innern durchsetzend, viele, nicht unbeträchtliche Bergjoche ausgehen, zwischen welchen weit gedehnte Ebenen und enge

Thalgelände sich allmählich niederbreiten zur Küstenfläche der westlichen Ufer.

Wenn man von der Baß-Straße zum Vorgebirge York hinauf zieht, erblickt man zum dreißigsten Grade hin ein meist flaches Land, auf dessen Oberfläche, mit finstern Waldgründen untermischt, weite Grasfluren sich verbreiten. Weiter gegen Norden gerichtet, sind die östlichen Küstenstriche bergig; doch erhebt sich die Fläche nie so sehr, daß man sie als ein wahres Gebirgsland betrachten könnte, und alle Berge und Hügel, zu welchen die Landschaft nordwärts ansteiget, sind, wenn man sie mit den Ebenen und Thälern vergleichet, die zwischen ihnen verbreitet liegen, nur ein geringer Theil derselben. Im Ganzen ist diese Küstenstrecke eher unfruchtbar, als fruchtbar zu nennen; denn sieht man gleich an vielen Orten die Thäler und Ebenen voll fetter Weiden, und die Anhöhen wechselsweise mit reicher Waldung und schön grünen Auen prangen; so bieten sich doch zugleich dem Auge nicht selten pflanzenarme Sandflächen und die todten Räume nackter Felswüsten dar. Alles Land, welches von dem dreißigsten Breitengrade hinaufwärts liegt, gewährt denselben geognostischen Anblick, wo selbst in den fruchtbarsten Strichen die Fluren minder üppig begras't, und die Wälder nicht so baumreich erscheinen, als in der südlichen Gegend. Auch findet sich, wenn man in jenen Strecken, sie zu erforschen, tiefer ins Innere der meernahen Landschaft eindringt, dieselbe Unfruchtbarkeit wieder, die sich auf der dürren Küste zeigte. Im Westen jener so unglaublich hoch aufgethürmten Gebirge dürften die ungekannten Erdstrecken, welche das Innere dieses

Kontinentes bilden, leicht einen furchtbareren Anblick gewähren. Nach aller Vermuthung müssen diese, unter dem sengenden Himmel der heißen Zone, bald als weit ausgedehnte Grasfluren, bald als pflanzenleere und wasserarme Sandmeere erscheinen; dagegen mag, in den südlichen Himmelsstrichen, undurchdringliche finstere Waldung die unermeßlich wildernde Landschaft erfüllen. Diesseits, vom Fuß des Hochgebirges fließen viele Wildwasser und Wetterbäche zum Meere hervor, die in der regnigten Jahreszeit, zu ungeheuren Strömen angeschwollen, unglaubliche Wassermassen verheerend daher wälzen. Jenseits, am westlichen Abfall der Gebirge, mögen Steppenflüsse ins Unbekannte der weiten Grasebenen und Sandmeere sich ergießen, deren kleinlicher Strom, ohne je die entfernte Küste zu erreichen, im glühenden Sand der gewächslosen Flächen, nach kurzem Laufe bald wieder versieget.

Dieß Wenige von dem Natur-Charakter dieses weitläufigen Kontinentes im Allgemeinen. Wir versuchen es nun die Umrisse seiner Gestalt mit einigen Zügen zu entwerfen; gehen hierauf, mit schnellem Ueberblick, zur Beschreibung seiner naturhistorischen Gegenstände fort; und führen alsdann, durch Schilderung ihrer Nationalität, die Landeseingebornen selber vor, um so die Beantwortung der Frage, auf welcher Stufe der Bildung zur Humanität jene Völkerschaft in dieser Zeit erscheine, hinlänglich vorzubereiten.

Wenn man, am nördlichen Eingange in die Baß-Straße, die Landspitze Hicks zurück läßt, und nordwärts

zur sandigen Spitze hinauf schifft; so gewährt die Küste und die ufernahe Gegend, vom Meer aus gesehen, im Einzelnen folgenden Anblick. Jener Landspitze im Norden sieht man, ihr benachbart, eine andere, in Gestalt eines runden Hügels, unter dem Nahmen Ram-Head, empor steigend, sich über den Wasserspiegel erheben, zwischen welcher und dem Gebirge Dromedary die meernahe Landesstrecke eine meist niedrige, aber ungemein reitzende, Landschaft bildet. Bald erblickt man eine große Anzahl lebhaft grüner Berge, durch liebliche Thäler abgesondert; bald anmuthige, sanftgerundete Hügel und reich begras'te Auen, zwischen welchen weit gedehnte Flächen voll düsterer Waldung in mahlerischem Wechsel sich erstrecken. Der Mount Dromedary selbst stellt sich als eine hohe Berggruppe dar. Nördlicher zeigt sich das Uferland noch immer von mäßiger Höhe, und der äußerste Vorgrund zieht sich bald in sandigen Stränden entlang das Ufer, bald schiebt er sich in vorspringenden Landspitzen weit hinaus in die Wellen. Aber tiefer in das Land eindringend ruht der Blick zuletzt auf vielen hohen, mit dichtem Wald gekränzten, Bergen; unter ihnen stehen zwei von aller Holzung entblößt, mit merklich flachem Gipfel, und umher, so weit das Auge reicht, von spitzigen Felsen umgeben. Alles Land ist rings mit hohem Walde bedeckt. Weiter gegen Norden gekommen, erblickt man eine geräumige Meeresbucht, ihres großen Pflanzenreichthums wegen die Botany-Bai genannt. Steuert man hinaufwärts an ihr vorüber, so gelangt man unfern davon zuerst nach Port-Jackson, hierauf zur Brocken-Bai, und dann zu Stephens Port.

Je mehr von der Botany-Bai nach Norden hin entfernt, desto höher wird das Land; so, daß ihm vom dreißigsten Breitengrade an der Nahme eines gebirgigen Lands gebühret. Zwischen vorgedachtem Grad der Breite und der Bai gewährt es, von der See aus betrachtet, eine große Mannigfaltigkeit der Ansicht. In mancherlei Richtung sich erstreckende Berge und schön bewaldete Hügel wechseln in wilder Anmuth mit baumreichen Ebenen und Thalgründen ab, deren immer frisches Grün aus duftiger Ferne das Aug' entzückt. Das hohe Land des Innern läßt sich auf der Küste in niedrigere und sandige Uferflächen herab, mit Ausnahme der Landspitzen, als welche felsig sind. Die äußersten, in die See vordringenden, Enden dieser Vorgebirge erheben sich meist in hohen Bergen, welche, aus der Entfernung erblickt, wo man ihre Gipfel nur wenig über den Spiegel des Meeres empor treten sieht, den Anblick felsiger Inseln gewähren.

Die Aufwärtsschiffenden ziehen unter dem sieben und zwanzigsten Breitengrade am Mount Warning, und nicht lange hernach an einer geräumigen offenen Bucht vorüber, ihres Nahmens die Moretons-Bai. In ihren innersten Raum scheint aus Gebirgspässen hervor sich ein Fluß zu ergießen. Landeinwärts und gegen Norden erblickt man drei, durch enge Thäler gesonderte Berge, leicht erkennbar an der seltsamen Gestalt, in welcher sie sich über die unter ihnen ausgebreitete Landschaft erheben. Sie bieten nämlich dem Reisenden den überraschenden Anblick einer ungeheuren Glashütte dar. Der nördlichste von ihnen übertrifft die beiden andern an Umfang und

Höhe. Hinter diesem nördlichen stehen viele andere zugespitzte Berge, steigen aber nicht so hoch empor, und sind von minder ausgezeichneter Gestalt, als jene. Nördlicher gelangt man zu einer niedrigen Landspitze. Sie bildet das südliche Ufer einer sandigen Bucht. Von ihr zum fernen Hintergrunde dehnt sich eine weite, meist überall gleich hoch über den Wasserspiegel erhabene, Sandfläche aus. Sie gewährt dem Beobachter einen traurigen Anblick. So weit das Auge reichet, bemerkt man öde, mit beweglichem Sand erfüllte Räume. Die hier und dort aus ihnen aufsteigenden Waldbäume erblickt man nicht selten zur Hälfte des Stammes in Sandhügeln vergraben. Viele, die noch nicht lange bedeckt seyn mögen, grünen noch am Wipfel fort; andre, von den Sandwirbeln schon früher verschüttet, sind verdorrt, und zeigen nur noch die kahlen verwitternden Stämme. Bisweilen sieht man auch die verödete Landschaft mit niedrigem Gehölze und struppigem Buschwerke bedeckt. Die nördlichste Gränze dieser Wüste scheint das sandige Vorgebirge zu bilden. Es ist so hoch, daß es bei heiterem Wetter in einer Entfernung von zwölf Seemeilen gesehn werden mag.

So erscheint, vom Meer aus erblickt, auf den von Reisenden beobachteten Punkten die Ostküste des Landes. Von jenem Vorgebirge an zum Kap York hinaus zieht die Küste in einer nordwestlichen Richtung. Schifft man nun weiter aufwärts, so kommt man zuerst zur Hervey's-Bai, einem tief in das Land eindringenden Busen. Die umliegende Gegend zeigt sich in den meernahen Uferstrichen als eine niedrige Fläche; allein fern im Innern ra-

gen etliche hohe Berge, insgesammt reich mit der herrlichsten Waldung geschmückt. Bald, so gelangt man zu einem weit geöffneten Busen. Das ihn umgränzende Erdreich ist dürr und sandig; doch werden auf den benachbarten Bergen, einzeln stehend, Bäume von kraftvollem Wuchse erblickt, unter welchen sich inzwischen kein Strauchwerk findet. Der Busen selber führt den Nahmen der Trappen-Bai. Geht die Fahrt weiter aufwärts, so steuert man am Vorgebirge des Wendekreises vorüber. Die Uferstrecke umher ist niedrig und sandig, hinter ihr steigt die Landschaft allmählich zu Bergen hinan, welche aber verödet und unfruchtbar, und eine wenig reitzende Ansicht gewähren.

Voran am festen Lande zieht sich in dieser Gegend eine nicht unbeträchtliche Gruppe kleiner, aber hoher felsiger, Inseln hin. Ein breiter, jedoch seichter Kanal dehnt sich zwischen ihnen und dem entgegen stehenden Kontinente aus. Sie wurden von ihrem Entdecker Keppels Eilande genannt. Jenseit des Wendezirkels erstreckt sich zwischen ihm und dem Vorgebirge Mainhold, an dem Fuß einer großen Menge hoher Berge, eine weitläufige Meeresbucht unter dem Nahmen der Keppels-Bai. Das Vorgebirge selbst steigt unmittelbar aus dem Meer zu hohen Bergen auf. Nicht lange, so stellt das Kap Towenshend sich den Aufwärtsschiffenden dar. Westwärts von diesem bildet das Meer, tief in das Land vordringend, einen unabsehbar großen Busen. In demselben liegen unzählige Inseln, theils in kleinen Gruppen beisammen, theils einzeln und umher zerstreut. Auch zeigt sich in dieser Gegend, so fern das Auge reicht, das Meer

wie mit Inseln und Klippen besäet. Diese sind so wohl an Ausdehnung als an Gestalt so mannigfaltig verschieden, daß ihrer zahllosen Menge ungeachtet nicht zwei unter ihnen einander ähnlich erscheinen. Am Fuß sehr hoher Berge steht in dieser Gegend ein See, der sich durch einen schmalen Ausgang mit dem Oceane verbindet. Die dem See benachbarte Gegend ist unwegsam von schlammigen Sümpfen, aus welchen sich ein meist undurchdringliches Dickicht hoher Waldbäume erhebet. Der Eingang in den See wurde von Schifffahrern, weil sich hier kein frisches Wasser findet, der Durstsund, die westlich vom Vorgebirge Townshend belegene Bucht hingegen die Bai der Oeffnungen benennet. Von dannen hinaufwärts steuernd, kommt man am Kap Palmerston vorüber, und gelangt unfern von diesem zum Vorgebirge Hillsborough.

Die ihm nahe gelegene Gegend stellt sich dem Auge sehr reitzend dar. Berge, Hügel, Ebenen und Thäler, alles ist grün und dunkel von uraltem Wald. Voran, in einer gewissen Entfernung vom Gestade, dehnt sich eine lange Kette von Klippen, Inseln und Sandbänken hin. Von hier zum Kap Upstert hinauf zeigt sich die ganze Gegend unter derselben anmuthig grünen Gestalt; aber diesem gegenüber ist alles Land starre unfruchtbare Wildniß. Rings um dasselbe her breitet sich eine weite verödete Fläche aus; es selber hebt sich in wilden Felsmassen steil und gleichsam plötzlich aus der umliegenden Ebene hoch empor. An dem nordwestlichsten Theile der Küste findet sich die Cleavelands-Bai. Hinter ihr dehnt sich, hoch und kahl, eine weite Landschaft aus; in dieser

steht eine große Zahl schroffer und ungemein wilder Berge. Von da zur Dreieinigkeits-Bai ist, so weit das Auge blickt, alles öde furchtbare Wildniß. Auf allen Seiten steigen, fast senkrecht, steile felsige Berge empor, an ihrem Abhange nur dünn mit Gehölz überwachsen.

Wenn man von der Gegend, wo die Dreieinigkeits-Bai, nach dem Vorgebirge York hinauf schifft, ist auf dem Wege eine enge Bucht, ihres Nahmens der Endeavour-Revier. Dieser endiget, drei bis vier Seemeilen tief in die meernahe Landschaft eindringend, mit einem kleinen Bache frischen Wassers, der in seine äußerste Spitze sich ergießet. Auf der südlichen Seite des Reviers erheben sich etliche Berge, auf der nördlichen hingegen läßt sich das Land schnell in eine Sandfläche herab, welche sich etwa drei Meilen weiter nordwärts erstreckt; dort steigt die Ebene wieder zu Bergen empor. Die ganze Bucht ist von lachenden Gefilden umgeben. Hier tragen hohe Berge die mächtigen Gipfel über anmuthig grüne Thäler empor; dort breiten vor dem schweifenden Blick sich blühende Auen und fernhin erstreckende Ebenen aus. Durch die ganze Gegend wallt hohes, an unbeschirmten Orten vom lothrechten Strahl der tropischen Sonne zu Stroh ausgedörrtes, Gras, und weit umher ist alles finster von dickem Wald. Alles durchschlängeln viele schöne kleine Bäche, die, unfern von einander, aus lieblichen Thälern hervor in die See sich ergießen. Auf den Hügeln und Bergen ist ein großer Theil des Bodens nackter Fels; in der Ebne und den Thalgründen hingegen ist die Oberfläche sandig, oder wird sie abwechselnd durch Thon- und Lehmschichten gebildet; hier und dort

zeigt sie sich auch als eine pflanzenarme, mit Steinen überdeckte, felsige Wüste.

Aufwärts, an dem nordöstlichen Ufer, breitet über die meernahen Landesstriche eine todte Sandebene von großer Flachheit sich aus. Hinter ihr, zehen bis zwölf Meilen landeinwärts, steht eine Reihe hoher Berge. Von da zum Kap York hinaus erfüllt die ganze Gegend, zwischen tiefen, gut bewaldeten, Thälern, eine große Menge meist steiler und unfruchtbarer Berge. An Neuhollands nördlichstem Ende stellt sich jenes Vorgebirge selber dar, vorn am Meer sehr breit und hoch sich erhebend, und endigt, wo das Land, in zwei gegen Norden und Osten weit in die Fluthen sich vorschiebenden Spitzen.

In dieser Gegend ist die Endeavour-Straße. Auf ihrer Südostseite wird sie vom festen Lande, auf der Nordwestseite durch eine zahllose Menge kleiner Inseln, die sich, aller Vermuthung zu Folge, zur entgegen stehenden Küste von Neu-Guinea hinüber erstrecken, begränzt und gebildet. Sie ist, von Nordosten gegen Südwesten gemessen, zehen Seemeilen lang, und etwa fünf Seemeilen breit, ausgenommen am nördlichen Eingange, allwo ihre Breite kaum Eine Meile beträgt. An Höhe wie an Ausdehnung verschieden, bietet sich der Archipel von Inseln und Klippen, welcher sie auf einer Seite umschließet, als eine lebhaft grüne und wohl bewaldete Landschaft dem Auge dar. Die ganze Gruppe wird des Prinzen von Wallis Inseln genennet.

Diese nordöstliche Küste bespület meist ein gefahrvolles Meer. Unermeßlich hoch und senkrecht, oder wild gebrochen, wie die Trümmer einer im Meer versunkenen Welt, ragen himmelhohe Korallwände auf aus der finstern Tiefe eines schauervollen Abgrunds; bei hoher Fluth allezeit bedeckt von den über sie hinweg stürzenden Wassern, dagegen zur Zeit der Ebbe an vielen Orten trocken, und graunhaft durchdonnert von des südlichen Weltmeers ungeheuer thürmenden Wogen.

So der Umriß und die äußere Ansicht desjenigen Theils des Neuholländischen Kontinentes, dem im Westen jenes ungeheure Gebirge des unbekannten Innern, und im Osten und Nordosten das Meer zur Gränze ist, und welches, zwischen beiden, lang und schmal, von der Baß-Straße zum Vorgebirge York hinauf sich erstrecket. Es wurde von seinem ersten Untersucher mit dem Nahmen Neu-Süd-Wallis belegt.

Neuhollands Nordküste wird durch das nördliche Diemensland und durch den großen Meeresbusen von Karpentaria gebildet. In dem bis jetzt noch wenig gekannten Raume dieses weitläufigen Busens sollen viele Inseln sich ausbreiten, und aus den Thälern, des ihn umliegenden, Landes eine große Zahl von Flüssen sich ergießen, die jedoch, wie alle Flüsse dieses wunderbaren Kontinentes, nichts anders, als schmale Meeresarme sind, welche, obzwar nicht selten tief in die meernahe Landschaft eindringend, die ganze Salzigkeit des Seewassers beibehalten, und denen, wegen geringer Abdachung des Landes, auch in weiter Entfernung von demselben, Ebbe

und Fluth mit dem Meere gemeinschaftlich sind. Zuletzt verliert sich dann der breite Strom, nachdem er zehen bis funfzehn Meilen landeinwärts vorgedrungen, in einen kleinlichen Bach, der sich in die Spitze des tief einschneidenden Meerarmes ergießt. Alle diese Flüsse sind, wie auf der ganzen weiten Fläche dieses flußarmen Welttheiles, in der heißen Jahreszeit beinah' ohne Wasser; schwellen aber auch zu gewissen Zeiten des Jahrs zu ungeheuren Strömen an.

Den Nahmen des Landes de Witt führen die nordwestlichen Küstenstriche, welche sich von dem Nordkap zu dem Nordwestkap des Neuholländischen Kontinentes erstrecken. Alles Land, welches zwischen diesen Vorgebirgen liegt, stellt sich, vom Meer aus gesehen, dem Auge als eine einzige, zusammenhängende Sandfläche dar, die kaum um ein Weniges über den sie begränzenden Meeresspiegel erhaben, als ein bläulichter oder weißlichter Streif am fernen Horizont erscheint, auf welchem sich kein baumreicher Hügel, keine mit Wald geschmückte Bergkuppe erhebt.

Von dem nordwestlichsten Theil dieser starren Wildniß ist der große Archipel Nahmens Bonaparte umgeben. Der Archipel selber bietet in seinem ganzen Zusammenhange den seltsamsten und wildesten Anblick dar. Auf allen Seiten erheben sich unter tausend verschiedenen Gestalten unfruchtbare, sandige, weißlichte Inseln, deren einige aufgethürmten Grabhügeln der Vorzeit gleichen; einige scheinen durch langgedehnte Felsriffe mit einander verbunden zu seyn, an welchen die Wogen sich furchtbar

brechen,

brechen, und Wassergarben bilden, die sich hoch in die Luft erheben; andre werden durch große Sandbänke unzugänglich gemacht; und in weiter Ferne ruht das Auge auf der einförmigen Sandwüste des festen Landes, welche den Hintergrund dieser einsamen, lebenverlassenen Meeresgegend bildet.

Nichts wird auf allen diesen Inseln erblickt, was ihrem Betrachter gefallen könnte. Ihre Oberfläche ist nackter Fels, und erstorben in wunderbarer Dürre; das ewig in schrecklicher Heiterkeit über ihr glühende Himmelsgewölbe wird nie durch Gewölke verhüllt; die ganze Oberfläche des Meeres starrt in todter Ruhe, bis sich nach Mitternacht heftige Winde erheben, die einen Theil des Tages über wehen, und dann gegen den Abend allmählich wieder in einer gänzlichen Stille ersterben. Die wilden Uferbewohner des festen Landes scheinen diese unwirthbaren Felsen zu fliehen; selbst der Schiffer, dem Land sonst ein erfreulicher Anblick ist, schaudert, wenn sein Auge die starr um ihn her gestreckte Einöde überschaut, und wendet betroffen den ermüdeten Blick hinweg von diesen wilden, von jeglichem Leben geflohenen Ufern.

Ist man vor dem großen Archipele vorüber, und weiter abwärts geschifft, so kommt man unfern davon zur Gruppe der Champagny's-Inseln. Alle diese Eilande sind unfruchtbar, von Farbe weißlicht; die meisten treten, einen mahlerischen Anblick gewährend, in wunderbaren Gestalten über den Wasserspiegel hervor. Allenthalben umgibt sie ein fischreiches Meer.

In dieser Ufergegend ist ein ziemlich tief in die niedrige unfruchtbare Küste des festen Landes eindringender Busen, die Berthouds-Bai. Ein sehr großes Vorgebirge, Nahmens Kap Molien, bildet die Nordspitze derselben.

Von da gelangt man, nach Westen steuernd, zu den Lacepede's-Inseln, einer Gruppe kleiner, sandiger, doch auch mit einigem Grün bedeckter, Eilande. Diese Inseln ziehen sich, nahe am festen Lande, in einer Linie von etwa zwölf Franz. Meilen hin. Nordwärts von dieser Inselgruppe zeigt sich ein großes, weißliches Vorgebirge, seines Nahmens das Borda's-Kap.

Westlicher erscheint ein kleiner Inselhaufe, Forestiers Archipel genannt. Alle Inseln dieser Gruppe sind dürr und unfruchtbar. Vor andern zeichnet sich die westlichste derselben durch ihr groteskes Ansehen und ihre vulkanische Beschaffenheit aus. Die ganze Insel ist ein Produkt des Feuers. Wie die Trümmer eines ausgebrannten Vulkans erhebt sich diese Felsmasse in schroffen Zacken und spitzigen Nadeln über die einförmig sich hinziehende Fläche der sie umliegenden Inseln. Aus prismatischen, meist ein Fünfeck bildenden, Basaltsäulen, die, großentheils auf ihren Ecken ruhend, sich hoch auf einander thürmen, besteht die ganze Masse derselben. Hier erheben sie sich senkrecht wie Mauern von behauenen Steinen; dort zeigen sie sich, gleich dem berühmten Riesenwege, als eine Art von gepflasterter Straße. An verschiedenen Stellen zeigen sich mehr oder minder tiefe Höhlungen, in welchen sich das Wasser aus ihren Um-

gebungen sammelt; in diesen Vertiefungen findet sich ein vortreffliches, eisenhaltiges Wasser. Hier, wo die rieselnden Wasser die tragbare Erde häufen, und dem Boden mehr Feuchtigkeit gewähren, hat sich die nackte Felsenrinde mit einer lebhaft grünen Pflanzendecke überzogen. Auch sieht man saftstrotzende Gesträuche und hoch anstrebende Waldbäume mit üppigem Wuchse sich erheben, und umher anmuthige Wäldchen bilden. Alles übrige der Insel ist vulkanischer Ruin, wo, furchtbar zerklüftet, Laven auf Laven sich thürmen, und ewige Unfruchtbarkeit herrscht; das Schaurige dieses Anblicks wird noch durch die düster schwarze Farbe des verbrannten, wie verwittert stehenden, Felsgeklüfts erhöhet.

Die Westküste des Neuholländischen Kontinentes wird durch die Uferstrecken, das Land der Eindracht, das Edels- und der Löwinn-Land, gebildet. Sie stellen sich aber einzeln dem Beobachter auf folgende Weise dar.

Geht nämlich die Fahrt von de Witts-Lande abwärts und nach Süden gerichtet, so gelangt man zu erst zum Lande der Endracht. Dieser Theil der Westküste zeigt sich, so weit er vor Augen ist, als eine niedrige, meist flache, sandige, bald röthlich, bald grau gefärbte Strecke, die von wenig tiefen, beinahe überall senkrecht eingeschnittenen Höhlungen durchfurcht, über dieß an vielen Orten mit Riffen besetzt, die lange Felsdämme bilden, mit Einem Worte gefahrvoll und unzugänglich ist; daher sie auch mit vollem Rechte den Nahmen der Eisenküste führt.

Als Gränzmark des de Witts- gegen das Endrachts-Land stellt sich das Nordwestkap von Neuholland dar. Von seinem Fuße läuft ein Felsenriff von beträchtlicher Ausdehnung weit hinaus in die Fluthen, die sich mit fürchterlichem Ungestüm an seinem Kamme branden. Nordwärts und in gleicher Richtung mit demselben treten die Rivoli's-Inseln, sieben niedrige, sandige und unfruchtbare Holme, empor über die Wellen.

Unfern dieses Vorgebirges zeigt sich König Wilhelms Fluß. Sein Ausfluß ist schmal, und wird durch Riffe und Klippen verenget und unzugänglich gemacht. Die Richtung in welcher er aus dem Innern des Landes herab zu kommen scheint, läßt vermuthen, daß er, wie alle so genannte, Flüße dieser Küsten, ein Arm des Meeres ist, durch welchen die Fluthen desselben auf eine beträchtliche Strecke in die ufernahe Gegend vorgedrungen sind.

Hierauf umschifft man ein breites Vorgebirge, welches die nordöstlichste Spitze des großen Seehundsbusens bildet. Es bietet sich unter der Gestalt einer ungeheuren Bastion dem Auge dar. Man hat es das Cuviers-Kap genennet.

Jener Busen selbst erscheint als eine sehr große Vertiefung, die, sich zwischen dem Vorgebirge Cuvier im Norden und dem Hafen Freycinet im Süden ausdehnend, ungefähr funfzig Franz. Meilen weit ins Innere des Landes dringt. Die Ostseite desselben wird von der Küste des festen Landes begränzt; seine Westseite hingegen wird von den Inseln Koks, Dorre, Bernier, dem

Dampiers=Riffe, der großen Dirk=Hartoghs=Insel und einem Theil des Kontinentes gebildet.

Die Insel Bernier ist schmal und länglich, nicht viel über drei geogr. Meilen lang und etwa eine Meile breit. Ihre Westküste, welche der Wuth der vom Seewind empörten Wogen bloßgestellt ist, sieht man auf allen Seiten von fürchterlichen Brandungen umringet, und überall bricht sich die stürmende Woge an den Felsen mit fürchterlichem Getöse. An ihrem nördlichsten Ende zeigt sich das Koks=Inselchen. Ein rauher Fels, welchen eine Klippenreihe mit der Hauptinsel verbindet, ragt es hervor aus des Oceans schäumender Fläche. Die ganze Ostküste der erstern ist steil, und erstreckt sich in mancherlei Krümmen; aber der Andrang der Wogen ist hier minder heftig als auf der westlichen Seite.

Auf dem Strand dieser Insel findet sich ein quarziger Sand, häufig mit sehr feinen Kalktheilchen vermischt. Ein muscheliger Sandstein mit kalkartigem Bindemittel bildet, als Hauptgestein derselben, die unterste Grundlage der Insel. Er ist theils weißlich, theils röthlich von Farbe, und liegt in horizontalen, zwischen sieben bis zwölf Zoll dicken, Schichten, die, alle in gleicher Länge fortlaufend, gleichsam schon von der Natur zugehauene Steine liefern. Die versteinten Seemuscheln, welche in diesem Sandsteine vorkommen, sind lauter einschalige, die zu dem Geschlechte der Nabelschwimmschnecken gehören, und mit denjenigen gleichartig sind, welche sich am Fuß dieser Felsen lebend finden. Jene Seemuschelversteinerungen haben sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon

viele hundert Jahre lang in diesem fossilen Zustande befunden; denn nicht nur hält es schwer, sie aus dem, sie einschließenden Gesteine herauszubringen, so innig haben sie sich schon mit demselben verbunden, sondern sie liegen auch mehr als hundert und funfzig Fuß über der jetzigen Meeresfläche erhaben.

Ungeachtet der Gleichförmigkeit, welche sich in der Schichtung und Lagerung dieser Gesteinarten im Allgemeinen entdeckt, findet doch in Ansehung ihrer Bestandtheile ein merklicher Unterschied Statt. Besonders merkwürdig ist eine Abart dieses Gesteins durch ihre innere Struktur. Sie besteht nämlich aus Kalksteingeschieben, die mit einem eissenschüssigen feinartigen Sande so fest zusammen geküttet sind, daß letzterer von ihnen nicht getrennt werden mag, ohne sie selbst zu zerbrechen. Alle diese Kiesel sind von kugelförmiger Gestalt, und bestehen aus einer großen Menge concentrischer Gürtel oder Einfassungen, welche den bräunlichen, funkelnden Kern im Mittelpunkte einschließen. Die verschiedenen Schichten halten ein Paar Linien in die Dicke, und sind vom Dunkelroth zum Hellgelb sehr mannigfaltig und schön schattirt.

Diese verschiedenartigen Sandsteinlager bilden die ganze Masse der Insel. Das Gestein selbst ist mit einer bald mehr bald minder mächtigen Schicht von Sande bedeckt, die sich über die ganze Oberfläche hin ausbreitet, und uferwärts sich in, zu sechzig bis achtzig Fuß hohen, sehr lockern Sanddünen erhebt, die einen Gürtel um das ganze Eiland ziehen. Dieser Sand ist mit dem am Strande von gleicher Beschaffenheit, kalkartig und so

feinkörnig, daß es scheint, als könne jeder Windstoß ihn leichtlich erregen, und nach Maßgabe seiner Stärke hin und her wirbeln, und so die Gestalt der Insel nach Willkühr verändern. Aber die Natur hat sich, wie weiter unten gezeigt werden soll, eines sehr einfachen Mittels bedient, diese Verheerungen abzuwenden.

Aus der Natur des Bodens dürfte sich der Vegetations-Charakter des Landes zum Theil ergeben. Auch ist der Pflanzenwuchs nur schlecht, und die Gewächse befinden sich meist in einem schmachtenden Zustande; indeß, bei näherer Ansicht, zeigt sich die Vegetation doch minder dürftig, als die Naturbeschaffenheit des Erdreichs es erwarten ließ. Denn es findet sich wirklich eine ziemlich große Mannigfaltigkeit von Stauden, Gesträuchen und Bäumchen; worunter eine Art Feigenbäumchen, dessen unschmackhafte Frucht nicht größer als eine Haselnuß ist; zwei oder drei Arten von Sinnpflanzen mit angenehmen, wohlriechenden Blumen; eine kleine Art von Weißholzbaum; einige Arten von Melde; eine Art Ampfer und andre Gewächse mehr. Vor andern aber sind drei Vegetabilien, durch ihren Einfluß auf den Boden der Insel, besonders merkwürdig.

Das erste wird für ein Dorngras gehalten; eine Pflanze, die auf den dürrsten Stellen wächs't, wo sie eine Art von Rasen bildet, der oft eine Fläche von ziemlicher Ausdehnung überdeckt, und in tausenderlei seltsamen Gruppen, bald in regelmäßigen Gängen, bald als wellenförmige Pfade, sich über die Erde verbreitet, und in reitzenden Kontrasten und mannigfaltem Wechsel mahlerisch schöne Grasfluren bil-

det. Diese Pflanze von wunderbarem Baue besteht aus einer unzählbaren Menge haardünner, wurzeliger, ungestielter, steifer und dermaßen spitziger Blätter, daß man diese Büsche nicht berühren kann, ohne sich zugleich von tausend furchtbaren Stacheln verwundet zu fühlen, die in dem Fleische stecken bleiben, und empfindliche Schmerzen erregen. Die ungemein große Dünne dieser stachlichen Blätter ist wohl die Ursache, daß sie eben so schnell als vollständig zersetzt werden; man kann daher auch annehmen daß die dünne Schicht fruchtbarer Erde, welche sich in einigen Gegenden der Insel findet der Zusammenhäufung von vermodernden Pflanzen ihre Entstehung vorzugsweise verdanke.

Die zweite Pflanzengattung, welche hier eine besondere Auszeichnung verdient, ist eine Sinnpflanze, deren krummer, knorriger Stamm sich kaum um zwei bis drei Fuß über die Erde erhebt; aber eine Menge funfzehn bis zwanzig Fuß langer Zweige, schirmartig und in wagerechter Richtung, nicht hoch über der Erde ausbreitet, die so dicht in einander verschlungen sind, daß die Thierchen, die sich unter ihrem Schutz ein Lager suchen, gezwungen sind, sich bedeckte Wege zu graben, um durch dieses unauflösliche Gewirre von mannigfach verwebten Zweigen, Aesten und Blättern zu dringen.

So wie nun durch diese sonderbaren Mittel die dünne Rinde tragbarer Erde zubereitet wird, die Pflanzen aus dem Boden aufsprießen, der Wuth der Stürme ungestraft trotzen, und sich unter dem Schirm jener Gewächse die erquickende Feuchtigkeit des Thaues und des

Regens sammelt; eben so wird auch der leicht bewegliche Flugsand der Dünen von einem ungeheuren, aus natürlichen und lebenden Stricken geschlungenen, Netze fest gehalten, und an den Boden gefesselt. Dieses bewirken die Schößlinge treibenden Wurzeln einer Art von Cypergras, dessen harter und spröder Stängel sich zwei bis drei Fuß über das Erdreich erhebt, und sich in einer kugelförmigen faustgroßen Aehre endigt, die auf allen Seiten mit langen Grannen oder einem Barte besetzt ist. Diese Grasart, die sich noch in mehreren Gegenden von Neuholland findet, verdient um so näher gekannt zu werden, da sie ein weitzenähnliches, mehlreiches Korn enthält; unglücklicher Weise fallen ihre mehrsten Blüthen zu frühe ab, und oft finden sich kaum zwei oder drei Saamenkörner in der doch so großen Aehre. Dieß über den Vegetations-Charakter.

Ueber die auf dieser Insel vorkommenden Thiergattung läßt sich hier Folgendes anmerken.

Von Säugethieren wird eine einzige Didelphis-Art, nämlich das gestreifte Kanguru, die kleinste und zierlichste Gattung dieses sonderbaren, Neuholland eigenthümlichen, Thiergeschlechtes gefunden. Dieses niedliche Thierchen, welches sich von den übrigen Arten seines Geschlechts vorzüglich durch sein rothbräunlich gestreiftes Fell auszeichnet, lebt haufenweise auf der Berniers-, Dorre- und Dirk-Hartoghs-Insel; aber bis jetzt hat man es noch auf keinem Theile des festen Landes, wie auf keiner andern Insel an diesen Küsten wieder gefunden.

Da das gestreifte Kanguru, von welchem hier die Rede ist, aller Angriffs- wie aller Vertheidigungswaffen beraubt ist, so ist es auch, wie alle ähnliche Thiere, sehr furchtsam und schüchtern. Das geringste Geräusch setzt diese Thierchen in Schrecken; schon das Brausen des Windes ist hinreichend sie zu verjagen, deßwegen ist auch die Jagd derselben höchst schwierig und wenig ergiebig. Denn in jenen undurchdringlichen Dorngebüschen können sie dem Jäger und seiner Nachstellung trotzen. Wenn er sie nämlich zwingt, einen dieser Zufluchtsörter zu verlassen, so kommen sie auf verborgenen Wegen heraus, und springen mit großer Schnelligkeit in einen benachbarten Busch, ohne daß man beim ersten Anblick begreift, wie es möglich ist, daß sie so leicht in dieses unauflösliche Gewirre eindringen, und darin verschwinden. Ist man ihnen aber auf die Fährte gekommen, so findet man, daß sie an jedem Busche kleine enge Laufgräben oder bedeckte Wege eingegraben haben, die von verschiedenen Seiten des Umkreises aus, alle in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zusammen laufen; so, daß diese Thierchen auf der andern Seite entfliehen können, wenn sie auf der einen angegriffen werden. Das Fleisch derselben hat man dem der wilden Kaninchen ziemlich ähnlich gefunden; nur hat es einen gewürzhaftern Geschmack, der wohl von den vielen wohlriechenden Pflanzen herrühren mag, aus welchen unter andern ihre Nahrung besteht. Die Liebe, welche das Weibchen dieser Kanguru-Gattung zu seinen Jungen hat, die es in dem Beutel, der sich an dem unteren Theile des Bauchs befindet, bei sich trägt, so lange sie noch klein sind, ist musterhaft.

Die Vögelgeschlechter, welche diese unwirthliche Insel bewohnen, ist auf die traurigen Seeraben, einige Arten von Tölpeln, Sturmvögeln, Mewen, Fischadlern und Austerdieben beschränkt, die, entfernt von den Menschen und ihren Mordgewehren, auf diesen Felsen ihr räuberisches Geschlecht in nie gestörter Ruhe fortpflanzen. Die Landvögel bestehen bloß aus Fliegenfängern und Neuntödtern; noch findet sich eine sehr schöne Meise mit blauem Halsbande.

Von Amphibien wurden hier bloß eine sehr große Art Stink, eine schöne, vier bis fünf Fuß lange Art von Wachhalter, und ein vier bis fünf Zoll langer Gecko entdeckt. Alle drei Arten sind neu.

Wenig Meeresgegenden mögen so fischreich seyn, wie die Seehundsbai; dieser Reichthum erstreckt sich aber nicht auf die Küsten der Berniers-Insel, denn die Fische begeben sich alle in die benachbarten Buchten, wo sie Ruhe und Nahrung finden.

Außer Ameisen von fünf oder sechs verschiedenen Arten, deren zahllose Scharen sich allenthalben auf der Insel verbreiten, findet man auf derselben nur wenig Insekten. Nebst den Ameisen kommen hier auch Kakerlaken vor, von welchen eine ungeflügelte Art sehr groß wird. Ferner Heuschrecken, Grillen und andre mehr.

Von Krebsen finden sich an dieser Küste nicht vielerlei Arten; jedoch bedecken zwei Arten von Portunen mit ihren zahlreichen Scharen die Klippen der Ufer. Einige

dieser Krabben erreichen eine Länge von vier bis fünf Zollen, und haben ein schmackhaftes Fleisch; so, daß sie im Nothfalle ein eben so reichliches, als gesundes Nahrungsmittel gewähren. Zwischen den Felsengewinden der Ufer leben verschiedene Arten von achtarmigen Sepien, von welchen einige sehr groß werden; man hat welche gefunden, die mit ausgebreiteten Armen drei bis vier Fuß in die Länge hatten.

Zwischen den Klippenritzen leben ferner mehrere Arten von Seeigeln und von Seesternen, von welchen eine bei Nacht leuchtet.

An Konchylien ist diese Meeresgegend weit reicher; aber, außer den Muscheln und Austern, sind alle nur einschalig. Unter andern entdeckt sich hier eine Miesmuschel, wegen ihres schönen Farbenspiels wohl die prachtvollste, die je gesehen wurde. Besonders merkwürdig ist auch eine hier einheimische Austernart, wegen des sonderbaren Baus ihrer Schalen. Ferner ist eine schöne Art von Kräuselschnecke, eine Napfschnecke, eine prächtige Walzenschnecke und eine, etwa anderthalb Zoll lange, Tutenschnecke zu bemerken. Von Erdschnecken fanden sich im Innern der Insel zwei Arten in großer Menge; aber alle todt. Die eine war eine Schnirkelschnecke, die andre gehört zu dem Geschlecht Bulime.

Alle hier beschriebene Naturerzeugnisse der Berniers-Insel finden sich, so wohl auf der Insel Dorre und der Dirk-Hartoghs-Insel, als auf dem benachbarten Kontinente wieder; auch stellt sich die übrige Naturbeschaf-

fenheit dieses Erdstriches, wie auf der eben geschilderten Insel, unter derselben traurigen Gestalt dem Auge dar. Nirgends zeigt sich Spur von einem Flusse, einem Bache oder auch nur einem Regenstrome. Nirgends, so fern der Blick auch schweife, erhebt sich ein Berg; überall dieselbe flache Uferstrecke, mit rothem oder weißem Sand überdeckt. Ueberall ruht das Auge auf einer öden pflanzenarmen Wüste; nur daß sich hier und dort das matte bräunliche Grün einiger magern halb verwelkten Stauden zeiget, die einsiedlerisch umher zerstreut, das Melancholische des Anblicks vermehren. Auch findet sich überall dieselbe Struktur des Bodens. Allenthalben finden sich jene mit Muscheln vermischte Sandsteinfelsen wieder, auf welchen mehr oder minder hohe Sanddünen ruhen; die Erzeugniße des Meeres sind dieselben; so auch die Landthiere; jedoch mit dem Unterschiede, daß auf dem festen Lande eine größere Art von Kanguru lebt, als auf den Inseln; dagegen ist dieses Thier hier auch weniger häufig zu finden. In dem meernahen Landesstriche des Kontinentes wohnt über dieß noch der Hund, der auf den Inseln nicht entdeckt worden ist.

Dem Lande der Endracht im Norden liegt das Edels-Land. Es bietet dem Beobachter denselben geognostischen Anblick dar. Wie jenes zeigt es sich, vom Meere her erblickt, als eine flache, wasserarme Sandwüste. Eine etwas veränderte Ansicht gewährt die meernahe Landschaft in ihrem Innern.

Wenn sich der Schiffahrer dieser Küste von Norden her nähert, so kommt er, unfern von der Küste, zu

den Abrolhos und Turteltaubeninseln. Diese Felseninselchen zeigen sich unter einer sehr verödeten Gestalt. Sie sind nicht hoch, und mit rothen Klippen umgeben, an welchen sich die Wogen mit furchtbarem Ungestüme brechen.

Hierauf, wo das Edels-Land sich in das Löwinnland verliert, kommt die Insel Rattennest. Sie erhebt sich nur zu einer mittelmäßigen Höhe. Ihre Ufer sind auf allen Seiten jäh abgesenkt, und werden von Kalk- und Sandsteinfelsen gebildet, die jedoch einige Oeffnungen als Buchten zwischen sich lassen, deren Boden aus sehr weißem Sande besteht. Die Insel ist über ihre ganze Oberfläche hin stark bewaldet, und der Boden verspricht, troß seiner sandigen Beschaffenheit eine mannigfaltige Vegetation von üppigem Wuchse. Im Innern der Insel wird das Auge durch manche anmuthige Aussicht auf die umliegenden zahlreichen Hügel überrascht. Nur Schade, daß ihr süßes Wasser mangelt! denn auch nicht Eine Quelle frischen Wassers hat sich auf derselben gefunden.

Unter den Thiergattungen, welche dieselbe bewohnen, ist eine kleine, ungefähr zwei Fuß hohe Art von Kanguru in großer Menge vorhanden. Ein anderes Säugethier, welchem sie zum Wohnorte dienet, gleicht an Größe einer sehr großen Ratze; doch hat sich bei näherer Untersuchung gefunden, daß dasselbe zu einem neuen, sehr merkwürdigen Thiergeschlechte gehöre. Von Robben scheinen hier zwei verschiedene Arten zu leben. Die eine ist aschgrau, die andre aber röthlich von Farbe; einige die-

ser Robben sind schwarz. Diese letztere sind die kleinsten, und vielleicht bloß die Jungen der grauen Robbenart; denn man hat ein aschgraues Weibchen bemerkt, welches ein schwarzes Junges säugte. Diese beiden Robbengattungen zeigen sich auf den sandigen Stränden dieser Insel in zahlreicher Menge; bisweilen dringen sie in nicht unbeträchtlicher Entfernung in das Innere der Wälder vor. Man hat sehr große unter ihnen bemerkt. Das Fett dieser Thiere ist, frisch genossen, sehr wohlschmeckend. Ihr Fell ist fein haarig, und gibt geschätztes Pelzwerk.

Die wenigen Amphibien, welche hier vorkommen sind Schlangen und eine neue, sonderbar gebildete Art von Eidechsen. Erstere finden sich ungemein häufig. Es gibt welche von vier bis fünf Fuß Länge und anderthalb bis zwei Zoll Dicke. Ihre Farbe ist die von angelaufenem Stahle.

Das hiesige Meer ist ungemein fischreich; besonders häufig finden sich hier Haifische von ungeheurer Größe.

Der Insel Rattennest zur Seite, südlich von derselben, entdeckt sich, ihr an Größe beinahe gleich, die Insel Buache. Dieses Eiland hat viele Aehnlichkeit mit dem vorigen. Es wird von Bänken umgeben, welche die Annäherung zu demselben gefahrvoll machen. Das Innere dieser Insel ist mit herrlicher Waldung voll hoch anstrebender Bäume geschmückt; auch findet sich Gesträuche vom kraftvollsten Wuchse. Ueberhaupt zeigt sich die Vegetation sehr üppig, obgleich der Boden überall mit Sande bedeckt ist. Sie wird von Raben

und Repphühnern bewohnt, die, zwar kleiner als die Europäischen, aber von ungemeinem Wohlgeschmacke sind. Die Robben finden sich hier in noch weit zahlreichern Scharen als auf der Insel Rattennest.

In dieser Gegend ist der Schwanenfluß. Er drängt sich in einem engen Felsenbette durch eine Reihe von Klippen, welche seine Mündung fast verdämmen, hervor ins Meer. Der Boden wird von mehr oder minder hohen Sanddünen gebildet; die Felsenreihe, welche das Meeresufer begränzt, besteht aus Kalkstein mit Sand untermischt, voll Spalten und Höhlungen, welche das Wasser ausgewaschen zu haben scheint. Die Dünen sind von verschiedenen Strauch- und Baumarten überwachsen, unter welchen sich der rothe Gummi-Baum häufig findet. Zahlreiche Schwärme von Landvögeln, besonders kleinen schön besiederten Papagaien flattern in den Zweigen der Bäume, und beleben diese öde traurige Küste.

Unfern des Meeres steigt das linke Ufer des Flusses senkrecht empor, und zeigt eine Lage von Sand- und Kalkfelsen, die in horizontalen Schichten auf einander ruhen. Nicht fern davon setzt dieser schroffe Felsenabhang auf das entgegen stehende Ufer über, und bietet sich dem Auge als eine hohe, zirkelrunde, oben mit Grün geschmückte, Mauer dar. Ueberall entlang das Ufer des Flusses zeigen sich unläugbare Spuren, welche beweisen, daß das Meer einst diese ufernahe Gegend ganz überschwemmt habe. Der ihn begränzende Fels ist beinahe ganz aus Seemuschelnversteinerungen, versteinten Wur-

zeln

zeln und selbst aus versteinten Baumstämmen zusammen gesetzt; ein geognostisches Phänomen, das sich in verschiedenen Gegenden Neuhollands wieder findet. Ubrigens breitet sich das Land in dieser Gegend zu einer großen Fläche aus; nur hier und dort, fern vom Ufer, sieht man sich die Ebene zu etwas beträchtlichen Anhöhen erheben. Jenseits der vorgedachten kreisförmigen Mauer geht, denselben Anblick der Zerstörung zeigend, der steile Felsenabfall plötzlich wieder auf das linke Ufer über, und stellt sich mit derselben geognostischen Beschaffenheit dar.

Oberhalb dieser Felsenmauer dehnt sich der Fluß, in einer Niederung, zu einem weiten Wasserbecken aus. Diesem gegenüber erhebt sich, längs einem schmalen sandigen Uferstreif eine Anhöhe, auf deren Gipfel der Reisende einer ungemein schönen Aussicht genießt. Aufwärts gerichtet, übersieht man den Lauf des Flusses, bis zu der Stelle, wo er sich in blauer Ferne hinter einem Bergrücken ins Unbekannte verliert; abwärts überblickt man den unteren Theil desselben bis zu seinem Ausfluß ins Meer. Auf beiden Ufern grünen, mit saftstrotzendem Wuchse, üppige Wälder empor, die sich, so fern das Auge reicht, ins Innere hin verbreiten. Den Fluß selber sieht man von schwarzen Schwänen und Pelikanen in zahllosen Scharen bedeckt.

Hinunterwärts, nach Süden, folgt auf das Edels- das Löwinnland. Als westlichste Spitze des Landes stellt sich das Löwinnvorgebirge dar. Die Uferstrecke, welche den weiten Raum zwischen ihm und dem Naturalistenkape ausfüllet, zeigt sich als eine niedrige, oder doch

nur um ein Weniges über den Meeresspiegel erhabene Erdstrecke. Die Unebenheiten, welche man auf der Küste erblickt, sind sanft abhängend und abgerundet; nicht selten ist aber die Küste von einer so vollkommnen Flachheit, daß eine nur wenig wellenförmige Linie hinreichen möchte, die Gestalt ihres Umrisses auf eine weite Strecke hin zu bezeichnen. Das Ufer ist durchgehends mit Hügeln besetzt, die sich mit sanft absteigendem Hange gegen das Meer hin verflächen. Diese Hügelkette gewährt eine traurige Ansicht; überall zeigt sie sich schwärzlich von Farbe. Nur daß man an verschiedenen Stellen mehr oder weniger große, weiße Flecke bemerkt, die sich öfters mit einer beträchtlichen Ausdehnung entlang die Küste erstrecken. Die Oberfläche dieser unbekannten Landesstriche trägt alle Kennzeichen eines sandigen Bodens. Die schwärzliche Farbe, welche hier vorherrschet, ist eine Anzeige von Dürre und Unfruchtbarkeit, und rührt von einem dürftigen, schmachtenden Pflanzenwuchse her. An vegetationsleeren Stellen tritt dann der weiße Sand zu Tage hervor.

Am südlichen Eingange in die Geographenbai erhebt sich das Vorgebirge des Naturalisten. Voran von seinem Fuße zieht sich ein Riff hinaus ins Meer, an welchem sich die Wogen schäumend branden. Außerhalb und in der Mitte der Bai selber tritt eine gefährliche Klippenreihe hervor aus den Fluthen. Im innern Raume der Bucht dringt ein flußähnlicher Meeresarm weit in die nahe Landschaft vor. Sein Grund ist sumpfig wie der der benachbarten Moräste, auch zeigt sein Gewässer keine bemerkbare Bewegung, als die der Ebbe und Fluth des Oceans, mit welchem er sich durch eine enge Mün-

dung unmittelbar verbindet. Er ist übrigens von derselben Salzigkeit, wie das Wasser der nahen Sümpfe.

Die Gegend umher erfüllt ein ungeheurer Wald, in dem jedoch die Bäume in beträchtlichen Zwischenräumen von einander stehn. Der Boden rings ist mit kurzem, feinen und leichten Grase bewachsen. Nirgends aber ist Spur von süßem Wasser. Zwar zeigt sich die Erde an etlichen Stellen feuchter; doch gräbt man deßfalls nach, so tritt nur salziges Wasser heraus. Diesen salzigen Boden scheinen alle Thiere zu fliehen; wenigstens ward kein vierfüßiges Thier in der ganzen Gegend bemerkt. Selbst die Insekten, mit Ausnahme der schwarzen Ameisen, welche den Abhang der Dünen in unzähligen Scharen bewohnen, scheint diese Salzigkeit des Erdreichs zu verscheuchen.

Noch ist bemerkenswerth, daß zwar die meernahe Landschaft mit einem großen Reichthume der mannigfaltigsten Bäume und Gesträuche pranget; aber keiner derselben Früchte bringt, die dem Menschen, oder fruchtfressenden Thieren zur Nahrung dienen könnten. Auch dieser Mangel an eßbaren Früchten scheint jene Seltenheit der Thiere bewirken zu helfen. So sind auf den küstennahen Inseln Affen in zahlreicher Menge vorhanden; doch hier sind keine zu finden.

Unweit des Ufers gelangt man, im Hintergrunde der Bai, zu einem kleinen Thale. Im waldigen Raume desselben zeigte sich, als er es näher untersuchte, einem Reisenden eine Gruppe hoher dichter Bäume, die sich durch ihre Farbe vor den andern

hervorhoben; sie waren alle weiß, von dem Fuße des Stammes bis zur äußersten Spitze der Aeste. Zwölf dickere Bäume, mit mehreren kleinen unordentlich untermischt, bildeten einen Halbzirkel, dessen beide Enden an das Ufer des Flußes stießen. Diese Bäume gehörten alle zu einer neuen Art des Weißholzes, die wegen der Dicke des Bastes, welcher den Baum umhüllt, merkwürdig ist. Dieser bestehet nämlich aus mehreren Schichten von sehr feinem Gewebe, ist markig und umhängt den Baum so locker, daß man ihn ohne viele Mühe von dem Stamm und den Zweigen losschälen kann. Die inneren Schichten dieses Bastes sind glänzend weiß, und folglich darf man nur die äußere Schicht davon sondern, um dem Baum diese blendende Weiße zu geben; wie dieses auch hier geschehen war.

In dem leeren Raume, welchen dieser äußerste Halbzirkel läßt, krümmten sich drei andre concentrische Halbkreise hin. Den ersten dieser inneren Halbzirkel bildete eine Art von zwei Fuß breiter Rasenbank von feinem, leichten und sehr kurzen Grase, welches hier sehr häufig wächs't. Dieser grüne Sitz war auf der Seite gegen das Ufer hin ausgezackt; dieser Auszackungen, welche Sitze, jeden für eine Person zu bezeichnen schienen, waren sieben und zwanzig.

Vor der Rasenbank befand sich ein freier, ebenfalls halbzirkelförmiger, ungefähr anderthalb Fuß breiter Raum, der mit schwarzem Sande bedeckt war, welchen man häufig am Ufer des Meeres, und auch nicht selten im Innern des Landes findet. Er schien von den Füßen der

Personen, die auf der Bank gesessen hatten, zertreten zu seyn.

Eine Einfassung von Binsen, welche dicht und regelmäßig an einander gepflanzt, aber bis auf etwa sechs Zoll hoch von der Erde abgeschnitten waren, schied diesen zweiten Halbzirkel von dem dritten.

Dieser dritte und letzte Halbkreis war breiter als die erstern, und mit weißem Sande bestreut, welchen man an verschiedenen Stellen der Küste findet. In diesen sehr feinen und vollkommen geebneten Sandboden waren eine Menge Binsen in gleichen Entfernungen von einander gepflanzt, und so vertheilt, daß sie eine Reihe von Figuren, oder vielmehr regelmäßigen Charakteren bildeten, die sich sehr auffallend von dem weißen Boden auszeichneten, da die Binsen bis auf die Erde abgebrannt waren; so daß ihre Reste nur schwarze Punkte bildeten.

Diese rohen und seltsamen Figuren hatten jedoch etwas Originelles, was andeutete, sie seyen mit Ueberlegung und absichtlich so gezeichnet worden. Sie stellten vorzüglich eine große Menge Dreiecke, Rauten und unregelmäßige Vielecke, einige Parallelogramme, aber wenige regelmäßige Quadrate, und gar keinen Zirkel dar.

Der übrige Theil dieser Strecke bis zum Rande des Flusses hin war mit zartem und tiefem Grase überdeckt. Ganz am Rande des Flusses stand ein dicker Baum, der ehrwürdige Patriarch der ganzen Gruppe, der sich sehr schön über das Wasser hinbog, und mit seinen horizon-

tal ausgedehnten Zweigen eine Art von grüner Laube bildete. Dieser bemerkenswerthe Baum schien noch mit mehr Sorgfalt verziert zu seyn, als die übrigen; denn er war nicht nur weiß gemacht, wie jene, sondern sein Stamm und seine Zweige waren noch überdieß mit grünen Guirlanden geschmückt.

Der Fluß begränzte diesen Lusthain und erhöhte noch die Reitze seiner Lage. Sein reines klares Wasser, welches sanft das Ufer entlang gleitete; sein Lauf bis ins Meer; die Fische die in seinem Busen wühlten, und auf seiner Oberfläche spielten; die üppigere Vegetation, die seine Gestade bedeckte; alles schien auf dieser Stelle zusammen zu treffen, um die Seele zu süßen Gefühlen zu stimmen, und mancherlei Betrachtungen zu erregen.

Mit der Grabesstille dieser einöden Küstenstriche, und ihrer, Dürre und Unfruchtbarkeit verkündigenden, Thierlosigkeit kontrastirt auf eine wunderbare Weise das rege Leben des benachbarten Oceans, und sein Reichthum an den mannigfaltigsten Erzeugnissen. So sieht man Mollusken und andre gallertartige Seegewürme auf der Oberfläche des Meeres schwimmen, deren Mannigfaltigkeit an Bildung und leuchtende Eigenschaft dem Naturbeobachter Unterhaltung und Beschäftigung gewähren. Aber unter diesen niedlichen und harmlosen Thierchen erblickt er auch ein zahlloses Heer gefährlicher Schlangen, die mit furchtbarer Schnelle über die Wasserfläche hingleitend, mit Mordgier die kleineren Fische verfolgen, die, ihrem gefürchteten Feind zu entgehen, mit Eile und in größter Bestürzung aus den seichten Buchten hinaus-

fliehen in die unergründlichen Räume des offenen Meeres. Von diesen Wasserschlangen gibt es vielerlei Arten; oft sind sie mit bunten und prachtvollen Farben geschmückt; noch andre sind einfarbig. Ihr Körper ist eingedrückt, wie bei den Aalen, und ihr Schwanz abgeplattet gleich einem Ruder. Einige sind unschädlich, andre scheinen Giftzähne zu haben. Ihre Länge mag von zwölf und sechzehn Zoll bis zu zehen und zwölf Fußen betragen. So wie sie sich vorzüglich von kleinen Fischen und Schalthieren nähren, werden sie selbst wieder eine Beute der plumpen und unbehülflichen Haifische, die sie wohl nur dann erhaschen können, wenn diese Schlangen hart und steif auf der Oberfläche des Meeres schlafen, wo selbst das lauteste Geräusch sie nicht leicht aufzuwecken vermag; denn bei der ungemeinen Gewandheit und großen Schnelligkeit dieser Thiere möchte es dem weit ungeschicktern Hai sonst nicht leicht gelingen, sie zu erhaschen.

Während der Beobachter noch dieses Schauspiels genießt, zieht eine andere prachtvolle Naturerscheinung seine Bewunderung auf sich, und er erstaunt über die Kraft und Fülle des thierischen Lebens. Zahllose Schaaren ungeheurer Wallfische verbreiten sich rings über die unermeßliche Fläche des Meeres. Doch setzt ihn die Menge dieser Wasserthiere, ihre Riesengröße, ihre schnellen Bewegungen, das Spiel ihrer Luftlöcher weit weniger in Erstaunen, als die Sprünge dieser kolossalen Massen, die sich beinahe senkrecht über die Fluthen empor schwingen, einen Augenblick auf der Spitze ihres Schwanzes zu stehen scheinen, dann ihre großen Floßfedern ausbreiten, in die Wogen, die sich unter ihnen öffnen, her-

abstürzen, und sich unter mächtigen Wasserwirbeln, und in Strömen von Schaum vergraben. Bald scheint ein zahlreicher Haufe dieser Kolossen sich in gleicher Linie vorwärts zu bewegen; und einer sucht den andern an Gewandtheit und Schnelle zu übertreffen; bald wieder schwimmen sie in scheinbarer Ruhe, und in gedrängten Reihen hinter einander her, tauchen abwechselnd unter, und erscheinen dann wieder über dem Wasser. Doch bisweilen wandelt plötzlich sich die Scene, und eins jener riesenmäßigen Thiere begegnet dem schrecklichen Sägefisch auf der Oberfläche des Wassers im furchtbaren Kampfe. Bald Sieger, bald besiegt, scheinen diese unversöhnlichen Feinde ihre blutige Fehde nur mit dem Leben des einen der Gegner zu enden.

Es bespült diese einöden Küsten ein stürmisches Meer. Denn nicht selten sieht der Schiffer düstre, schwarze Gewitterwolken rings den Horizont umziehen; plötzlich bricht dann der Sturm in entsetzlichen Stößen los; schaudervoll ertönt mit gräßlichem Krachen aus den fernen Thälern des Donners Hall; in unendlichen Strömen stürzt rauschend ein Platzregen herab; und mit graunhaftem Getöse brechen an den Klippen des Ufers sich die mächtigen Wogen des Abgrunds.

Der südwestliche Theil des Neuholländischen Kontinentes gewährt, wenn er vom Schiffe aus die nahe gelegene Gegend überschauet, zu König Georgs des dritten Sunde hin, dem Beobachter folgenden Anblick. Das Ufer tritt, im Ganzen steil und offen, in mäßiger Höhe über den Meeresspiegel hervor; der nackte Grund bewei-

ſet, wie hoch die Wellen des Oceans an dieſe öde Küſte ſchlagen. Die Landſchaft zunächſt dem Meere ſteigt zu einer Reihe von Bergen auf, die eine ſchmachtende Vegetation von baumgrüner Farbe nur ſpärlich überdeckt. Die Oberfläche dieſer Berge iſt weißer Sand, aus welchem große Felsmaſſen von grotesker Geſtalt empor ragen, und hochliegenden Ruinen ähnlich ſehen. Das Innere der Gegend umher bietet eine anmuthige Landſchaft dar; Sie beſtehet abwechſelnd aus Hügeln und Thälern, welche ein Wald hochanſtrebender Bäume übergrünet.

Dem Sunde ſelbſt gegenüber zeigt ſich dem Seefahrer die weite Mündung einer geräumigen Meeresbucht. Die Felſenpforte dieſes Zuganges wird durch den Mount Gardner und das Vorgebirge Baldhead gebildet. Erſterer ragt als ein hohes Felſengebirge von ſchöner Geſtalt, über die umliegende Landſchaft hervor; letzteres hingegen zeigt ſich als eine hohe felſige Spitze, und hat ſeine Benennung von ſeiner Kahlheit, weil es aller Grüne beraubt, und ſeine Oberfläche ringsher vollkommen glatt und verödet erſcheint. Voran im Eingange ſelber ſtellt ſich die Michaelis- und die Breakſea-Inſel dar. Beides ſind hohe Felsinſeln, welche aus dem Strudel mit Ungeſtüm ſich gegen ſie brechender Wellen hervorragen. Von dieſen Inſeln breitet ſich der Sund in zwei, weit in die meernahe Gegend vorgeſtreckten, Armen aus. Umher den Saum der Bucht bildet ein ſandiger Strand, hinter welchem ſich, abwechſelnd aus ſteilen nackten Felſen und Sandflächen von blendender Weiße beſtehende, Ufer zeigen; die Oberfläche iſt mit einem matten Grün und einzeln ſtehenden verkrüppelten Sträuchen und Bäumen bedeckt.

Tritt man ans Land, und geht nordwärts entlang die Ufer des Sundes, so gelangt man zu einer Felsspitze, welche den Nahmen Point Possession führt. Hat man ihren Gipfel erreicht, so bietet sich dem Auge eine weite Aussicht über die umliegende Landschaft dar. Sie ist fruchtbarer als die öden Uferstriche, bringt mehr Bäume hervor, und ist mit lebhafterem Grün geschmückt als diese. Ubrigens scheint die Gegend umher wasserreich zu seyn; denn allenthalben aus den dichtesten Felsen dringen Ströme frischen Wassers hervor. Selbst auf den höchsten Flächen des Landes zeigen sich solche Ströme, welche, wenn die Sonne sie in einer gewissen Richtung beleuchtet, einen wunderbaren Anblick gewähren.

Umfaßt man die Naturerzeugnisse dieser Gegend mit einem schnellen Ueberblicke; so bietet das Mineralreich unter den hiesigen Steinarten vorzüglich Korallen, mit einigen schwarzen und braunen Kieseln, Schiefer, zwei bis drei Arten von Granit, einige wenige Sandsteine, jedoch ohne alle Spur metallischen Gehaltes dar. Vor andern scheinen ungeheure Korallbänke die Grundlage des Landes zu bilden, den dieses Fossil kommt selbst auf den Spitzen der höchsten Berge vor. Die Oberfläche dürfte aus Sand, der mit zerstörten Vegetabilien untermischt ist, bestehen. In den Niederungen trifft man nicht selten auf Strecken, deren Oberfläche sich als eine Art von schwammigem ocherartigen Torfgrunde, oder als ein mooriger Boden von dunkelbrauner Farbe zeigt, der eine Rinde bildet, welche, wenn man sie betritt, zittert und schwanket; bald, so quillt Wasser heraus, welches sich umher über die Oberfläche verbreitet. Die mehrsten der hiesi-

gen Flüsse nehmen ihren Lauf durch diesen fetten moorigen Boden, von welchem ihr Wasser, durch eine Beimischung zerstörter Pflanzentheilchen, eine dunkelbraune Farbe erhält.

Vor allen Erzeugnissen des Gewächsreiches findet sich hier der Gummi-Baum in vorzüglicher Menge; doch werden auch andre Arten von Waldbäumen in großer Anzahl und Mannigfaltigkeit gefunden. Unter diesen ein Baum aus der Myrtenfamilie, der der Westindischen Gewürzmyrte an Gestalt, an aromatischem Geruche der Blätter, wie auch an Härte und Dichtheit des Holzes gleichet. Dieses verbrennt mit einer lebhaften Flamme, wird nur langsam verzehrt, und durch den Rauch desselben ein angenehmer Wohlgeruch verbreitet. Noch gibt es eine zweite, jener sehr ähnliche, Art mit breiten Blättern von angenehmem Geschmacke; diese, wie eine andere Baumart aus dem Geschlechte der Silberbäume, sind von hohem kräftigen Wuchse. Die ufernahe Waldung besteht meist aus solchen Bäumen. Eben so wird auch mancherlei Strauchwerk gefunden, doch selbst in den beholztesten Strichen nie in so reichlicher Menge, daß man nicht nach allen Richtungen hin einer freien Aussicht genösse. Hierzu kommt, daß in der waldigen Gegend die Oberfläche mit einer blumenreichen Pflanzendecke pranget.

Von den vierfüßigen Thieren, welche diese Landesstriche bewohnen, hat man nur häufige Spur vom Kanguru und andern von Pflanzen lebenden Thieren, nie aber diese Thiere selber gefunden. Von Seesäugethieren gibt es Robben und Wallfische in zahlreicher Menge.

Unter den Vögeln möchte der Geier, oder eine ihm verwandte Art sich am häufigsten finden. Auch hat man Habichte, einen der Krähe ähnlichen Vogel, kleine und große Papageie und eine große Mannigfaltigkeit kleiner Singvögel bemerkt, deren melodischer Gesang die öde Stille dieser Wälder belebt; die aber so wild und verschüchtert sind, daß man nur mit vieler Vorsicht ihrer habhaft werden kann.

Von Wasservögeln lebt hier der schwarze Schwan; auch hat man in der Entfernung eine große Art schwarzer und weißer Pelikane und Aenten in zahlreicher Menge bemerkt. Eine besonders merkwürdige Art der letzteren von dunkelgrauem Gefieder, trug einen Beutel unter der Kehle, der an Gestalt einer Eidechse glich; die Aente selbst verbreitete einen durchdringenden Moschusgeruch. Außer den genannten hat man noch viele andere Wasservögel gefunden.

Die Klasse der Amphibien scheint nicht sehr zahlreich zu seyn. Unter andern hat man etliche gelbe und bronzirte, auch einige acht bis neun Zoll lange, dicke und unbehülfliche, äußerst häßliche Eidechsen von dunkler Farbe aus dieser Thierklasse erblickt.

Einige schöne Käfer, gemeine Fligen und Musquiten hat man, doch nur sehr selten bemerkt.

Unter den Seeprodukten sind sehr schmackhafte Hechte und ein andrer, der Barbe an Geschmack und Gestalt ähnlicher Fisch, die bemerkenswerthesten. Außer ihnen gibt

es noch gemeine weiße Barben, Meergründel, Makrelen, Häringe und eine Menge andrer kleiner Fische. Noch hat man Austern, welche im Innern des Sundes große Bänke überdecken, vom köstlichsten Wohlgeschmacke gefunden.

Von König Georgs des dritten Sunde gegen Osten, zum großen Napoleons-Lande hin, zeigt sich die dem Ufer nahe Landesstrecke bald in vegetationsleeren Sand- und Felsenwüsten, bald in hohen unfruchtbaren Bergen; alles bietet das Bild des Mangels und des Elends in diesen lebenverlassenen Strichen dar. Der östlichste Theil dieser öden Küstenstrecke begreift das so genannte Nuyts-Land.

Das Land Napoleon befaßt die ganze Ländermasse zwischen Nuyts-Land und dem Westernport. Wenn man sich ihm von Westen her nähert, so erblickt man zuerst das Abschiedskap. Von diesem an bildet die Küste, gegen Osten gerichtet, zur Murats-Bai eine Menge kleiner unbeträchtlicher Buchten. Die Murats-Bai wird theils vom festen Lande, theils von den Josephinen-Inseln umschlossen. Dann biegt sich die Küste, zum Kap Lavoisier hinaus, einwärts und bildet eine Reihe kleiner, wenig tiefer Buchten. Vor ihnen liegt die Gruppe der St. Franz- und St. Peters-Inseln. Erstere zeigen sich, dreizehn bis vierzehn an der Zahl, als weißliche unfruchtbare Felsinseln, in einer Entfernung von etwa fünf geogr. Meilen vom festen Lande; dann erstrecken sich, unfern derselben, in einer nordöstlichen Richtung und von gleicher Beschaffenheit mit denselben, die drei Peters-Inseln

Nachdem man an dem Kap Lavoisier vorübergeschifft ist, befindet man sich vor der Louis-Bai. Sie mag eine Landesstrecke von neun geogr. Meilen umfassen. Weiterhin findet sich die Lemoniers-Bai, welche eine Kette furchtbarer Riffe umgibt. Bald hernach sieht man die Küste sich zu der Höhe des Vorgebirges Cortea erheben. Vor ihm zeigen sich die Hieronymus-Inseln. Aufwärts gelangt man, in der Nähe des Busens Bonaparte, zum Vorgebirge Brune.

Jenseit des Kaps erscheint der geräumige Eingang in jenen mächtigen Busen. Der Busen selber dringt bei vierzig geogr. Meilen in das Innere des Landes vor, und sein ganzer Umfang mag an hundert und zwanzig geogr. Meilen befassen. Dieser große Sund zeigt sich an seinem Zugange gleich der Mündung eines ungeheuren Stromes, und endigt, sich gegen den innersten Raum desselben allmählich verengend, in Sandbänken, die ihn im Hintergrunde verstopfen. Dem Eingange des Busens näher, zeigt sich zu erst auf seiner Westseite der Champagny's-Hafen, einer der schönsten und besten Seehäfen von ganz Neuholland, welcher dem Schifffahrer einen mahlerischen Anblick gewährt. Der Ankergrund desselben ist überall vortrefflich, und sein weiter Raum vermöchte die zahlreichsten Flotten zu fassen. Vor seinem Eingange verbreitet sich, vier bis fünf Franz. Meilen im Umfange haltend, die Insel Lagrange, welche so vortheilhaft belegen ist, daß sie, an beiden Seiten zwischen sich und dem festen Lande den Zwischenraum von einer Stunde lassend, den ein- und auslaufenden Schiffen einen gefahrlosen Durchgang gewährt. Zudem bietet die Landschaft umher

dem Wanderer das traurige Bild der Unfruchtbarkeit nicht dar, welches sich ihm sonst allenthalben auf dieser öden Küste zeiget. Der Hafen selbst wird von hohen Ufern umgeben, welche dichte Wälder übergrünen; auch läßt die Frische und Ueppigkeit der Vegetation mit gutem Grund vermuthen, daß hier Süßwasserbäche wenigstens frische Wasserquellen sich finden. Vor diesem Hafen erstreckt sich der Archipel von Leoben, aus sieben kleinen Inseln bestehend, von welchen die beträchtlichste sehr schmal und lang erscheint. Ein zweiter Inselhaufe, der sich in der Mitte des Zuganges in den Busen Bonaparte zeigt, hat den Nahmen Berthiers-Archipel erhalten. Die größte dieser Inseln ist merkwürdig durch ihre seltsame Gestalt, indem sie dem Beschauer den wunderbaren Anblick eines ungeheuren Angelhackens gewährt. Außer der letztern Gruppe liegen noch mehr als zwanzig Inseln theils an der westlichen Spitze dieses Meerbusens, theils vor seinem Eingange umher, zerstreut.

In dieser Gegend, ostwärts gerichtet, dringt, bei achtzehn geogr. Meilen, der Josephinens-Busen in die meernahe Landschaft vor. Voran, fast seinem Eingange gerade gegenüber, liegt die Insel Decres, welche zwanzig geogr. Meilen im Umfange hat, und durch die Colberts-Straße von der Fleurieu's Halbinsel im Osten, wie durch die Colberts- und die Lacepede's-Straße im Westen von der Halbinsel Cambaceres, deren Ausdehnug etwa ein und zwanzig geogr. Meilen beträgt, getrennt wird. Dieser Theil des Napoleons-Landes bietet zwar dem Auge einen mannigfaltigeren Anblick als die folgen-

den Küstenstriche dieser weiten Landschaft dar; ist aber deßwegen nicht minder unfruchtbar als jene.

Schifft man weiter abwärts, so gelangt man zur Rivoli's-Bai. Sie zeigt sich unter der Gestalt eines großen Ovals, und mag etwa zwei geogr. Meilen in die Tiefe enthalten. Die Vorgebirge ihres Eingangs bilden gegen Süden das Kap Lanne, gegen Norden das Vorgebirge Jaffa.

Von dieser Meeresbucht bis zum Vorgebirge Büffon stellt sich die Küste, in einer Ausdehnung von ungefähr acht geogr. Meilen, ohne merkliche Vertiefung dar; sie gewährt auch dem kleinsten Fahrzeuge keinen Schutz. Auf allen Seiten dem Ungestüm der Südostwinde bloß gestellt, und unaufhörlich von den tobenden Wogen des ungeheuren südlichen Oceanes umstürmt, zeigt sich dieser Theil des Napoleons-Landes unter einer noch weit schauervollern Gestalt als die übrigen Striche dieses Küstenlandes. Entsetzliche Wogen wälzen sich gegen die Gestade heran; selbst dann, wenn Windstille herrscht, tönt mit schauerlichem Getöse durch die Felsen ihr Hall. Dem Strande nahe, sieht man denselben ganz vom Schaum der ergrimmten Wogen bedeckt.

Von dem Vorgebirge Büffon zum Kap Belidor sieht man die Küste einige kleine mahlerische Felsbuchten bilden, und so entsteht die Estaings-Bai.

Oestlich von dieser zeigt sich die große Descarte's-Bai. In dieser Gegend sieht man das Ufer sich in wei-

ßen

ßen Sanddünen erstrecken, an welchen sich das Meer mit Heftigkeit brandet. Jenseits dieser Dünen werden ungefähr drei Franz. Meilen landeinwärts drei Berggipfel erblickt, deren einer, welcher mit dem Tafelberge eine auffallende Aehnlichkeit zeiget, den Nahmen des St. Bernhardsberges führt.

Indem man längs dieser Küste zur Descarte's-Bai abwärts steuert, entdeckt sich dem Auge plötzlich eine langgedehnte Klippenreihe, die einen schauervollen Anblick gewähret. Kaum sichtbar sieht man sie mit ihren sägeförmig ausgezackten Spitzen sich im Wogendrange der wildempörten Fluthen erheben, und sich etliche Stunden weit von der niedrigen Küste in das Meer hinaus erstrecken.

Jenseits der Bai erscheint das Kap Duquesne, von einer etwas niedrigen, gelblichten und unfruchtbaren Küste begränzt. Zwischen ihm und dem Kap Montaigne erstreckt sich die große Tourville's-Bai. In ihrer Nachbarschaft liegt die Dracheninsel, so genannt, weil sie an einer ihrer Spitzen einem aufgesperrten Schlangenrachen gleichet.

Alles Land dieser Küstenstrecke hat ein elendes, trauriges und unfruchtbares Ansehen, mit Ausnahme der zwischen der Dracheninsel und dem Kap Duquesne sich ausdehnenden Strecke, als wo das Land hier und da einige armselige schmachtende Bäumchen und Stauden trägt.

Auf der weitern Fahrt längs der Küste hin kommt man zu einer kegelförmigen Felsenspitze der Erkenntniß-

kuppe, und dem ihr benachbarten Vorgebirge, dem Bergs Tabors-Kap. Dann zu einem Landesstriche, der von dem Hauptlande getrennt zu seyn scheint, genannt die Latreille's-Insel. Hierauf stellt sich das Kap Volney dar; von seinem Fuß erstreckt sich eine Klippenkette weit hinaus ins Meer. In dieser Gegend zeigt sich die Küste als eine senkrecht abgeschnittene Felsenwand von grauer oder auch gelblicher Farbe, ohne einiges Grün, ohne die mindeste Spur von Vegetation, und stellt mit ihren kleinen Vorgebirgen und wenig tiefen Buchten dem Auge eine weit gedehnte regelmäßige Befestigungslinie, oder eine Mauer dar, ähnlich der Riesenmauer, welche China von der Mongolischen Steppe scheidet.

Oestlicher erhebt sich das Vorgebirge Desaix. Von hier an erscheint die Küste des Neuholländischen Kontinentes unter einer anmuthigeren Gestalt. Jenes Vorgebirge selbst ist gut beholzt, und der ganze Küstenstrich, der sich zwischen ihm und dem nahen Vorgebirge Marengo erstreckt, stellt sich als ein hoch gelegener vegetationsreicher Landstrich dar; doch steigt die Oberfläche der Gegend noch zu einer weit größern Höhe empor, so wie sie sich dem letztern Vorgebirge nähert. Von da schifft man, an Port-Philipp vorüber, zum Westernport.

Die Zahl der Inseln, welche sich von dem benachbarten Vorgebirge Wilson zu den St. Franz- und Peters-Inseln hinauf, längs der Küste des festen Landes, erstrecken, mag an hundert und sechzig betragen. Sie bieten alle denselben traurigen Natur-Charakter dieses verödeten unwirthbaren Küstenstriches dar. Alle zeigen sich

sehr niedrig, grau, gelb, weißlich oder schwärzlich von Farbe; beinahe alle haben das Ansehen der abschreckendsten Unfruchtbarkeit; auf den mehrsten werden weder Bäume noch Gesträuche erblickt; bloß dunkelfarbige Flechten überziehen den Boden. Die größte von allen, die Insel Decres, welche sich in einer Ausdehnung von siebzig Franz. Meilen verbreitet, ist auch die fruchtbarste derselben. In ihrem Innern sieht man sich sehr große Wälder verbreiten, ob sie gleich Mangel an süßem Wasser leidet, und kaum hier und dort eine kleine Quelle von den Felsen herunter rieselt. Den übrigen Inseln scheint alles frische Wasser gänzlich zu fehlen.

Unter den Thiergeschlechtern, welche diese wilden Küstenstriche, wie die ufernahen Gewässer des Oceanes bewohnen, hat man vor andern zahllose Heere von Delphinen, viele Robben, und ungeheure Scharen von Seeraben und andern Seevögeln bemerkt.

Zwischen dem Vorgebirge Grant und dem Kap Albany Otway breitet sich eine große Bai, unter dem Nahmen der Portland-Bai, tief ins Innere des Landes hin. Die Gegend umher ist etwas hoch, aber nicht bergig, und überall mit düsterer Waldung erfüllt. Auf ihrer Ostküste liegt ein Hafen, Port-Philipp genannt, welcher durch die Landspitze Shank gegen Südosten und das Vorgebirge Otway gegen Südwesten wider die eindringenden Wogen des Oceanes geschützt wird. Hat man die Enge des Eingangs durchschifft, wo zur Zeit der Ebbe, wenn der zurücktretenden See der Wind entgegen wirkt, die Wellen sich gewaltsam und mit fürchterlichem Getöse brechen; so sieht man

im innern Raume des Hafens einen unermeßlichen Wasserspiegel, den hier und da nur der Horizont begränzt, vor sich ausgebreitet. Die Gegend umher ist zum Entzücken schön; über die sanft aufschäumenden Wellen der klaren Wasserfläche erhebt sich das Land in sanften Aufstufungen, die in herrlicher Grüne mit der üppigsten Pflanzenfülle prangen. Hier und dort ruht der Blick auf einzeln stehenden Baumgruppen, die sich in vielfacher Gestalt über die unter ihnen ausgebreitete, und mit unzähligen Blumen von allen Gattungen und Farben durchwirkte, Grasdecke erheben. Doch scheint die Fruchtbarkeit des Bodens diesem reitzenden Anblicke keinegwegs zu entsprechen.

Dieser nämlich besteht, nur wenige Stellen ausgenommen, wo sich mit Mergel gemischte Gartenerde findet, aus Sand, und seine scheinbare Schwärze rührt bloß davon her, daß er häufig mit Asche von verbranntem Grase bedeckt ist, welches die Eingebornen nicht selten anzuzünden pflegen. Der Sand ist bald in dickeren bald in dünneren Schichten über die Oberfläche verbreitet; doch scheint der Boden an einigen Stellen fruchtbar genug, um nährende Pflanzen hervorzubringen. Auf den größten der benachbarten Höhen steht man dürren Seesand sich in einförmigen Flächen verbreiten, welchen Heide und Farnkraut nur spärlich mit einer dünnen Pflanzendecke überzieht. Die Hauptgesteinart dieser Gegend, welche zumahl die Grundlage der umliegenden Hügel bildet, ist ein gemeiner Granit, welcher sich hier in allen Arten der Gestaltung findet, bald in kleinen, kaum an einander klebenden Körnern, die leicht zerreiblich sind,

und bald in festen felsenharten Massen, welche dem Meißel widerstehn.

Die Gegend um den Hafen her ist wasserarm, kaum daß man in den schmalen Thälern zwischen den Anhöhen hier und da die Spur von kleinen Wasserbächen bemerkt, die aber zu mancher Jahreszeit völlig auszutrocknen scheinen. Doch werden unfern des Hafens selbst hier und da Lachen trinkbaren Wassers bemerkt; dieses nimmt aber seinen Ursprung in Morästen, und ist, da es keinen Abfluß hat, mit einer zahllosen Menge faulender Pflanzentheilchen vermischt.

Auch ergießt sich am östlichen Ufer des Hafens, acht und zwanzig Engl. Meilen von dessen Eingange, ein Strom süßen Wassers in denselben. Dieser Strom nimmt seinen Lauf durch einen großen Sumpf, und ist wohl der Arm eines größern Stroms, der, aller Vermuthung nach, seinen Ausfluß auf der Nordseite des Hafens hat.

An der Westseite des Hafens verbreitet sich ein See von beträchtlichem Umfange, der aber wegen allzu großer Seichtigkeit seines Wassers kaum von kleinen Bothen beschifft werden möchte. Auch werden hier und da noch andere Salzseen gefunden, die gemeiniglich vom Strande begränzt sind, und auf welchen man zahllose Scharen wilder Aenten, Kriechänten und Schwäne erblickt.

Umher am Strande wächs't in einer Ausdehnung von fünf Meilen kein anderes hochstämmiges Holz als eine der Stieleiche ähnliche Art von Bäumen, welche aber

nur zu Tischlerarbeit anwendbar sind. Die Bäume stehen ganz frei, und nirgends wird Strauchwerk bemerkt, als an sumpfigen Orten, welche jederzeit undurchdringliches Gestrüpp' überdeckt. Andre Gattungen von Bauholz werden in gedachtem Umkreise nur selten gefunden, doch hat man da und dort noch andere Gattungen von Waldbäumen, als das Geißblatt, die Zaserrinde, den blauen Gummi-Baum, den Buchsbaum und eine Art Fichten, entdeckt. Die drei ersten sind von ansehnlicher Höhe und verhältnißmäßiger Dicke, und scheinen, wenn ihr Holz anders gesund ist, vortrefflich zum Schiffsbaue zu taugen. Da das Erdreich sehr locker, und über dieß nicht tief genug ist, so treiben die Bäume ihre Wurzeln meist in horizontaler Richtung, so, daß viele vom Sturm umgeworfen werden.

Was die krautartigen Pflanzen betrifft, so finden sie sich hier in großer Menge, und das Auge staunt über ihre Mannigfaltigkeit an Größe und Form, wie über den Reichthum der verschiedenen Arten derselben. Von eßbaren Früchten haben sich hier keine entdeckt, als Eicheln von der Stieleiche, die, so lange sie grün, von angenehm säuerlichem Geschmacke sind. Außer diesen wird noch eine kleine Art von Beeren, welche unter dem Nahmen der Port-Jacksons-Beeren bekannt sind, in dieser Gegend gefunden.

Der Kanguru hält sich in beträchtlicher Menge in der Gegend von Port-Philipp auf. Außer ihm gibt es hier noch das Tapua-Ru, eine Art von Beutelthier, das Hepuna-Ru, oder das fliegende Beutelthier, das

Poto-Ru, oder die Kanguru-Ratze, und den einheimischen Hund oder Dingo.

Die hiesigen Seen werden von einer großen Anzahl von Wasservögeln bewohnt. Unter ihnen findet man schwarze Schwäne, Aenten, Kriechänten, schwarze und bunte Meerraben, Pelikane, Mewen, Rothschnäbel, Reiher, Schnepfen und Sandlerchen. Von den Landvögeln hat man vor andern Adler, Krähen, Raben, Wachteln, Tauben mit kupferfarbigen Flügeln, allerlei schöne Spielarten von Papageien, und besonders den großen schwarzen Kakadu bemerkt. Der Neuholländische Kasuar ist hier ebenfalls einheimisch.

Von Schlangen hat man drei verschiedene Arten entdeckt; alle drei schienen giftig zu seyn.

Unter den Seeprodukten scheinen die Fische am seltensten zu seyn; außer Rochen und Barben hat man wenig andre gefunden. Dieser Mangel soll durch die ungeheure Menge von Haifischen veranlaßt werden, welche sich in dem dasigen Hafen aufhalten, und die kleineren Fische verschlingen. Auf den Klippen vor der Mündung des Hafens sieht man bisweilen Robben von verschiedenen Arten. Von Schalthieren hat man Austern, Tellermuscheln, gezähnte Muscheln, Kammuscheln und Seeohren angetroffen. Zwischen den Klippen halten sich außerordentlich große Meerkrebse auf.

Ein größerer Reichthum und eine größere Mannigfaltigkeit bietet die Klasse der Insekten dar. Die ver-

schiedenen Gattungen sind nicht zu zählen. So gibt es hier allein hundert und funfzig verschiedene schöne Mottenarten. In den häufigen Morästen, mit welchen die meernahe Gegend erfüllt ist, wimmelt es von Mosquiten, zu welchen sich die gemeine Stechfliege in ungeheurer Menge gesellet, deren giftiger Stich auch die nämlichen mit Entzündung verbundenen Schmerzen erregt, wie der der Mosquiten.

Das einzige Mineral, welches hier in Menge vorkommt, ist ein Eisenstein, der sich in großen Massen findet, die, nach ihrer Gestalt, Farbe und Schwere beurtheilt, ziemlich reichhaltig zu seyn scheinen. Noch zeigt sich an einigen Orten Kalk, und einige Arten von Thon sind zwar in Menge vorhanden, aber stets mehr oder minder mit Sande vermischt. Der Boden überhaupt besteht, so weit man ihn untersuchen konnte, zuerst aus einer dünnen, mit Asche untermengten Schichte Sand; auf diese folgt fast überall ein mürber, leicht zerbrechlicher Sandstein, von gelblicher Farbe.

Was das Klima von Port-Philipp anlanget, so scheint der Wechsel der Temperatur hier sehr auffallend und häufig zu seyn. Man hat gefunden, daß das Thermometer von Sonnenaufgang bis zur Mittagsstunde zuweilen, nach Fahrenheits Eintheilung, von funfzig bis sechs und neunzig Graden stieg, oder fiel. Die Nordwestwinde, welche hier heftige Windstöße verursachen, haben alle Eigenschaften des Sirokko. Sie halten aber selten länger an als eine Stunde, und setzen sich alsdann unter Donner, Blitz und Regen nach Südwesten um.

In der Breite von acht und dreißig Graden und zwei und dreißig Minuten öffnet sich die Küste sehr tief, und bildet einen schönen geräumigen Hafen, seines Nahmens der Westernport. Er hat zwei Eingänge, deren einer gegen Osten, der andre aber gegen Westen gerichtet ist. In dem östlichen ist das Fahrwasser für größere Schiffe unzugänglich; der westliche hingegen hat zwei Durchfahrten, welche eine Sandbank von einander sondert. Das südliche Ende wird durch die vorliegende Schnappfischinsel gebildet. Noch liegen am Eingange des Hafens zwei kleine Eilande, mit Nahmen die Robbeninseln. Im innern Raume desselben findet sich die Curchills- und die Margarethen-Insel. Der Hafen selber dringt, in mehreren nicht unbeträchtlichen Einbuchten und Seearmen sich erstreckend, tief in die umliegende Landschaft vor. Ein Strom süßen Wassers ergießt sich in das Becken desselben.

Alles Land umher gewährt den reitzendsten Anblick, und eine große Fülle der mannigfaltigsten Pflanzen. So sieht man, wenn man dem Lauf des Flusses folgt, anfangs die ungemein steilen Ufer desselben mit üppig wucherndem Strauchwerke besetzt; in der Gegend aber, wo er sein Ende erreicht, wird er von einer offenen baumlosen Grasflur begränzt. Ueberall breitet sich die Landschaft zu einer Ebene von großer Flachheit aus; der Boden ist schwarz und scheint ungemein fruchtbar zu seyn. Weiter landeinwärts schwillt die Oberfläche allmählich zu Anhöhen empor, und man sieht sich hier und dort, bald einzeln stehend, bald in Gruppen, sehr große Waldbäume in derselben erheben. Doch sind alle vom Sturme mehr

oder minder beschädigt. Tiefer im Innern sieht man bald düstere Wälder, bald wieder üppige Grasebenen in mahlerischem Wechsel verbreitet.

In dieser Gegend gelangt man, vom Flusse aus durch ein dichtes Gehölze vordringend, zu einer baum- und strauchleeren Ebene. Hier sieht man das Gras sich mit so üppigen und saftstrotzenden Stängeln erheben, daß es nicht selten ein undurchdringliches Dickicht bildet. Auf der einen Seite schweift der Blick über eine unermeßliche Grasflur, welche nur der ferne Horizont begränzt, auf der andern ruht er auf Anhöhen, welche sie hier umgeben. Ueberall zeigt sich in dieser Ebene ein guter fruchtbarer Boden. Unter den mannigfaltigen Gräsern, welche so reichlich aus ihm aufsprießen, hat man vor andern eine, dem Graslauche sehr ähnliche, Grasart gefunden. Dieser ganze Flächenraum erscheint, so weit man ihn durchstreift hat, allenthalben als eine vollkommen söhlige Fläche, ohne Sumpf und gegen jede Ueberschwemmung gesichert.

Unfern von hier windet ein langer Arm des Hafens sich in mannigfalten Krümmen zwischen der angränzenden Landschaft hindurch. Die Gegend selber erscheint dem Beobachter als ein flaches, ungemein fruchtbares Land, auf welchem hohe Wälder, freie Weiden und üppig beras'te Grasplätze sich im schönsten Wechsel in einander verlieren.

Doch fehlt es diesen reitzenden Gegenden zum Theil an frischem Wasser. Nicht minder scheinen sie oft von

Ueberschwemmung zu leiden. Denn überall findet sich häufige Spur von der Verheerung des Wassers. So hat man in einer Gegend des Hafens, mehre Meilen lang und breit, eine flache Strecke bemerkt, welche umher mit Schlamm überdeckt war, der sich hier in einem beinahe grundlosen Morast verbreitete. An mehreren Stellen war der Schlamm dergestalt angeschwemmt, daß er sehr hohe Ufer bildete, und in der Mitte zeigten sich tief ausgewaschne Schluchten. Diese Ueberschwemmungen sind wohl den außerordentlich starken Regengüssen zuzuschreiben, welche dann ein plötzliches Anschwellen und Austreten der Flüsse bewirken. Diese ergießen sich nun in verheerenden Strömen über die benachbarten Felder, und die Fluth schwemmt weit umher alles unwiderstehlich mit sich fort.

Die Ansicht der Inseln des Hafens bietet eine der lieblichsten Natur-Scenen dar. In der Ferne sieht man sie als dunkle Waldgründe sich aus der sanft kräuselnden Fläche des umgebenden Wasserspiegels erheben; ihnen näher erblickt man sie in allem Schmucke des üppigsten Pflanzengemisches.

Der naturhistorische Anblick dieser Gegend scheint keine große Mannigfaltigkeit der Naturerzeugnisse zu versprechen. Die Gesteinarten des Bodens bestehn aus röthlichem Granit und Sandsteinbänken, die an die Granitmassen angelehnt sind. Die Schicht fruchtbarer Erde, welche sich über dieses Gestein ringsher ausgebreitet, ist auf den Hügeln ein fester Thon, in den Thälern und Niederungen hingegen findet sich mehrere Fuß tief eine

sehr fruchtbare schwarze Gartenerde, ausgenommen an einzelnen Stellen, wo man auf eine Art schwarzer Torferde stößt.

Die hiesigen Wälder scheinen großentheils aus ungemein hoch anstrebenden Gummi-Bäumen zu bestehen. Unter den übrigen Baumarten wird noch eine Art des Sassafraß-Holzes bemerkt. Jene Gummi-Wälder erfüllen die inneren Landesstriche mit einem undurchdringlichen Dickicht. Auch fängt in diesen Strecken das Land an sehr bergig zu werden. In den Thalschluchten, welche man zwischen diesen Waldgebirgen sich hinstrecken sieht, werden kleine Bäche gefunden, die aber von dicht verwachsenem, durch allerlei Schlingpflanzen in einander gewebtem, stachlichten Gestrüpp' in ihrem Laufe gehemmt, sich nur mit Mühe hindurch zu drängen vermögen.

In diesen endlosen Wäldern wird ein zahlloses Heer von Vögeln erblickt, die an Mannigfaltigkeit der Bildung, an Anmuth des Gesanges und des Farbenschmucks von den Vögeln andrer Weltgegenden nicht übertroffen zu werden scheinen. Vor andern sind der sogenannte Schellenvogel und der Lachvogel bemerkenswerth; beide nicht so wohl wegen ihres schönen Gefieders oder wegen der Vortrefflichkeit ihres Gesangs; sondern der erstere deßwegen, weil er Töne von sich gibt, die dem Geklimper einer Schelle gleichen, daher mehrere solcher Vögel, wenn sie ihre Stimme vereinen, einen Klingklang verursachen, der dem Geläute eines mit Schellen behangenen Gespanns nicht unähnlich ist; und der letztere, weil sein immer wiederholtes ha! ha! ha! genau so ins Ohr fällt, als wenn

man jemanden aus vollem Halse lachen hörte. Dieser Vogel hat schwarze und weisse Federn, und ist nicht größer als eine Drossel. Er erwacht weit früher als andere Vögel, und begrüßt, so bald nur der Morgen graut, den frühen Wanderer mit seinem Morgenliede. Noch sind unter den hiesigen Vögeln bemerkenswerth der schwarze Schwan, die Aente und der sogenannte Rothschnabel, eine Art von Vögeln die auf dem Rücken schwarz auf der Brust aber weiß sind, und rothe Schnäbel haben. Ihre Fußzehen sind nur zum Theil mittelst einer Schwimmhaut unter einander verbunden. Das Fleisch dieser Vögel gewährt ein sehr leckeres Gericht. Bemerkenswerth sind ferner die schöne Taube mit kupferfarbigen Flügeln, wie auch der schwarze und weiße Kakatu.

In den Grasebenen hat man eine kleine, etwa achtzehn Zoll lange, wie es scheint, giftlose, Schlange gefunden. Am Bauche ist diese Schlange grauroth und auf dem Rücken grau von Farbe.

Außer ganzen Heerden von Känguru's hat man noch vier große wolfartige Thiere in der hafennahen Gegend bemerkt.

Wenn man den Westernport zurückläßt und, nach Osten gerichtet, am Vorgebirge Patton vorüber schifft, so befindet man sich bald hernach einem weit ausgedehnten, im Süden geöffneten, Busen gegenüber. Er wird die Kings-Bai genennet. An seinem östlichen Ende zeigt sich das Kap Wilson. Zwischen diesem und dem Vorgebirge Liptrapp verbreitet sich der Georgs-Sund, so,

daß ersteres sein nördliches, und letzteres sein westliches Vorland bildet. Das Land umher steigt zu einer beträchtlichen Höhe empor, und die Berge desselben sind gut bewaldet. Das Kap Liptrapp stellt sich dem Seefahrer als eine niedrige und flache Landspitze dar. Das Land hinter dem Vorgebirge Wilson ist hoch, und zeigt sich in zwei bis drei Reihen, sich landeinwärts hinter einander erhebender, Berge. Auf der Westseite endet das Vorgebirge selbst in einem sehr großen Kap, an dessen Fuß sich sechs ziemlich große Inselchen zeigen, die man mit dem Nahmen der Glenny's-Inseln benannte. Außer diesen beobachtet der Schifffahrer vor dem Vorgebirge noch andre kleine Eilande von mehr oder minder beträchtlicher Ausdehnung; alle sind jedoch steil und unfruchtbar, und von den Wellen zerrissen. Im Hintergrunde der Kings-Bai wird eine sehr hohe Gebirgskette in der Entfernung erblickt, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, aus dem Inneren des Landes kommt, und sich im Vorgebirge Wilson endigt. Von hier zur Landspitze Hicks hinaus zeigt sich das Küstenland der Baß-Straße in nicht sehr hoch über den Seespiegel hervorragenden Strichen.

Alles Land, welches von der östlichen Küste zur Kordillere des unbekannten Hochgebirges, wohl auch jenseits zum fünf und dreißigsten Längengrade hin, und zwischen dem Vorgebirge York und dem Süd-Kap, auf Diemens Lande, sich ausbreitet, wird, wie oben bemerkt ist, Neu-Süd-Wallis genennet. Wir kehren, nachdem wir die Umrisse des ganzen Welttheiles mit wenigen Zügen entworfen haben, zur näheren Ansicht dieses, uns

ter allen Landesstrecken des Neuholländischen Kontinentes am vollständigsten gekannten, Landes zurück.

Voran, auf der Ostküste, etwa in der Mitte derselben, findet man, unfern von einander, drei räumige, gegen Osten sich öffnende, Baien. Unter ihnen liegt Port-Jackson in der Mitte, zur Rechten die Broken-, die Botany-Bai zur Linken. Aus seinem unbekannten Innern sendet das Hochgebirge der erstern den Georgs-Fluß, der letztern den Fluß Hawkesbury zu. Ein schwacher Zweig dieser mächtigen Gebirgskette umschließt, wie mit einem halben Mond, das Land im Westen, und sondert es von dem Landesstriche der innern Gegend. Diese so begränzte Landschaft, wo gegenwärtig der Hauptsitz der Brittischen Volkspflanzung in Neu-Süd-Wallis, wird die Grafschaft Cumberland genennet.

Ist man in den inneren Raum des Portes Jackson geschifft, so sieht man den größten, sichersten und prachtvöllsten Hafen der Welt sich mit zahllosen Buchten stolz umher verbreiten. Im Eingange nicht über zwei Meilen breit, wird er mählich zu einem schönen und räumigen Becken erweitert. Der Hafen hat hinlängliche Tiefe für die größten Schiffe, und Raum genug alle Flotten der Erde zu fassen. Er erstreckt sich, meist in westlicher Richtung vordringend, ungefähr dreizehn Meilen weit in die meernahe Landschaft, und mag nicht weniger als hundert, mehr oder minder geräumige, Buchten enthalten. Sie werden von kleinen Erdzungen gebildet, welche die Schiffe gleich mächtig gegen alle Winde beschirmen. Diese Landzungen sind meist mit üppig anstrebenden Waldbäumen

geschmückt; ihr Boden ist felsig, doch sind die Zwischenräume und Schluchten der Felsen mit fruchtbarem Erdreich bedeckt. Der Boden in andern Theilen der Küste, welche unmittelbar diesen Hafen umfängt, ist sehr verschieden. Die äußerste Landzunge, welche ihn von dem Meere sondert, wird hauptsächlich durch eine Schicht Sandes gebildet.

Alles Land, welches sich zwischen Port-Jackson und der Botany-Bai ausbreitet, gewährt dem Beobachter folgenden Anblick. Zuerst zeigt sich eine Holzung, die sich an etlichen Stellen anderthalb, an andern aber an drei Meilen in die Breite erstreckt. Jenseits derselben erscheint eine Heide, die sehr unfruchtbar, sandig und voller Sümpfe ist. Diese gefährlichen Sümpfe werden gegen Norden von dem salzigen Wasser des Cooksflusses und gegen Süden von dem des Georgflusses gebildet und unterhalten. Sie sind zum Theil über beträchtliche Strecken verbreitet, und bisweilen nicht minder tief als breit, so daß sie an mehreren Stellen den Zugang zum Meere versperren. Ihren Rand, wie die Ufer der beiden Flüsse schmückt eine ungemein üppige Vegetation; tausend verschiedene Baum- und Straucharten wachsen hier, dicht gedrängt und in der mannigfaltigsten Gruppirung, und täuschen den Beobachter, ihm den trügerischen Anblick von überschwenglicher Lebensfülle gewährend, mit dem Schein von außerordentlicher Fruchtbarkeit. So weit das Auge nach Westen hin vorzudringen vermag, ruht es auf einem unabsehbar großen Wald.

Die Botany-Bai selber breitet sich zu einem geräumigen Becken aus; wird aber von großen Schlammbänken verstopft, und bietet, den Ostwinden offen, dem Seefahrer nicht immer hinlänglichen Schutz gegen die, aus dieser Meeresgegend kommenden, Stürme an. Ueber dieß macht die sumpfreiche Gegend umher den Aufenthalt ungesund, und den Boden hat man zum Anbau und zur Vervielfachung nützlicher Pflanzen untauglich gefunden.

Vom Porte Jackson bis an die Brocken-Bai erstreckt sich ein sehr rauhes wälderreiches Land, welches sich in vielen felsigen Hügeln erhebt. In derselben rauhen Gestalt stellt es sich um diese weitläufige Bai, deren Arme und Buchten, vielfach getheilt, die umliegende Landschaft durchschneiden, dem Beobachter dar.

In den nördlichsten und innersten dieser Arme ergießt, aus tiefen Thälern hervor, der Hawkesbury sein klares Gewässer. Die Richtung dieses Stromes ist in der meernahen Gegend im Ganzen nach Nordwesten. Seine Breite mag hier von hundert bis drei hundert Faden, bei einer nicht unverhältnißmäßigen Tiefe von drei bis sieben Faden betragen. In diesem untern Theile ist das Wasser des Flusses, selbst während der hohen Fluth, noch vollkommen süß. Die niedrigsten Stellen seiner Ufer sind mit vielen hohen Waldbäumen bedeckt; höher hinauf ist der Uferrand von Schilf überwachsen; hinter ihm zeigen sich hohe, senkrecht aufsteigende, unfruchtbare Felsen, aus deren nacktem Gestein sich, in manchfalter Gruppirung, hoch anstrebende Waldbäume hervordrängen. Tiefer landeinwärts theilt sich der Fluß in zwei Arme, von welchen der eine nach Nordwesten,

der andre nach Süden geht. Die Ufer des erstern sind fast durchgehends hohe senkrechte Felsen; der letztere theilt sich bald wieder in zwei verschiedene Kanäle, deren Ufer auf gleiche Weise hohe, steile und felsige Berge sind, mit vielen Bäumen an den Seiten herunter, die mitten aus Klippen hervorsprießen, wo ihnen der harte Fels kaum etwas Nahrung gewährt. Der eine dieser Kanäle ist anfangs wasserreich, doch zieht er sich bald, in der Gegend des Richmond-Hills, in ein schmales und seichtes Flüßchen zusammen, bildet aufwärts eine Reihe von Wasserfällen, und stürzt sich zuletzt, da, wo er aus den Gebirgen hervorkommt, über den Gipfel eines unersteiglichen Berges herab. Sein Nahme ist Grosse. Der andre, unter dem Nahmen des Nepean bekannte, Arm nimmt seinen Lauf auf eine große Entfernung hin stets längs dem Fuß des Gebirges, macht eine beträchtliche Ausbeugung, wendet sich sodann gegen Süden, strömt an dem Huntersberge vorüber, bewässert hier eine Landesstrecke voll der fruchtbarsten Weiden, und verliert sich endlich zwischen den Bergen, von wo sein fernerer Lauf unbekannt ist.

Oft schwellen diese, dem ersten Anscheine nach so unbeträchtlichen Flüsse, zumahl bei anhaltendem Regen, durch die ungeheure Wassermenge, welche die Berggewässer ihnen zuführen, so sehr an, daß sie weit über ihr Bette hinaus steigen, sich in wilden Strömen über die benachbarten Fluren ergießen, und weit umher alles verheeren.

Zum Ersatz für die Verheerungen, welche der Hawkesbury durch sein Austreten anrichtet, befruchtet er das

Land auf die auffallendste Weise, indem er die vegetabilische Erde, die er aus den höheren Gebirgsgegenden mit sich führet, in beträchtlichen Schichten, die man zu dreißig, vierzig und funfzig Fuß tief findet, in den Thälern absetzt; so daß die Ufer dieses Flusses in Rücksicht der Fruchtbarkeit ihres gleichen nicht haben. In diesem Anschwellen und Austreten über seine Ufer zeigt der Hawkesbury eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Nil; auch wird hierdurch ein wahres Nilthal gebildet, welches dem Aegyptischen in nichts nachgesetzt ist. Ungefähr von gleicher Beschaffenheit sind die übrigen Flüsse der umliegenden Gegend.

Die innere Landschaft, welche sich vom Ufer des Meeres bis zu den Bergen hin ausbreitet, gewährt im Ganzen folgenden Anblick. Westwärts vom Port-Jackson, und an seiner äußersten Spitze, liegt der Rosenhügel. Alles Land, durch welches man zu ihm gelangt, ist von großer Flachheit, und steigt kaum hier und dort zu einzelnen Hügeln empor. Diese, wie die umliegende Ebene, sind mit einem ungeheuren Walde bewachsen, zwischen welchem sich nur bisweilen eine Aussicht öffnet, welche den Anblick von fetten Weideplätzen gewährt. Sie sind mit einem sehr feinen und wohlriechenden Grase bedeckt, welches dem Kanguru und andern, von Pflanzen sich nährenden, Thieren ein treffliches Futter darbietet. Der Boden ist fruchtbar, und die Vegetation zeigt eine große Mannigfaltigkeit in ihren Erzeugnissen. Diese ganze Gegend heißt in der Landessprache auch Paramatta.

Die Gebirgskette, welche die westliche Gränze dieser Landschaft bildet, und sie wie mit einem Halbmonde umfängt, wird in die Charmathen und in das Gebirge von Landsdown getheilt; das Ganze aber unter dem Nahmen der blauen Berge begriffen. Diese Gebirgsreihe wird, bei hellem Wetter, auf dem Ufer des Meeres, in einer Entfernung von neun bis zehen geogr. Meilen, erblickt. Sie zeigt sich von diesem Standpunkte aus als ein bläulichter, nicht merklich über den Horizont erhabener Streifen, der sich in einer so einförmigen Linie hinzuziehen scheint, daß man hinter ihm keine größeren Erhöhungen vermuthet. Doch dem Gebirge um die Hälfte des Weges näher gekommen, zeigt sich schon etwas mehr Unregelmäßigkeit auf dem, jene Linie bildenden, Kamme desselben. Es werden jetzt schon einige, über die übrige Gebirgsmasse hervor tretende, Gipfel und verschiedene Aufstufungen bemerkt, die sich gegen das Innere hin allmählich bis zu der Höhe des hohen wasserscheidenden Kammes erheben; auch wird ihre Farbe, je weiter entfernt, desto dunkeler, und scheint eine dürre wilde Naturbeschaffenheit zu verkünden.

Am Fuße dieses hohen Bergrückens selbst stellt er sich gleich einem weitgedehnten Vorhange dar, welcher den Gesichtskreis auf der Nordwestseite begränzet; keine Einbeugung, keine Bergspitze zeichnet hier den Umriß des langen Rückens aus; er zeigt sich dem Auge bloß als eine wagerechte Linie, hinter welcher sich ein regelmäßiger brauner Gebirgswall erhebt. Den einzigen Einschnitt, welchen man in dem ganzen ungeheuren Zuge entdeckt, bildet die Stell, wo der Grosse-Fluß aus einem engen Passe her-

vor bricht; welcher, nach seinem Eintritt in den Nepean, mit diesem gemeinschaftlich den Hawkesbury bildet.

Dringt man endlich in das Innere des Gebirges selber ein, so bietet sich dem Beobachter ein großes, aber furchtbares Naturgemählde dar. Neben hohen, und senkrecht abgestürzten Felsenwänden gähnen ihn die schaudervollsten Abgründe und unzugängliche Thalschluchten an. Hat er einen himmelan thürmenden Felsenrücken auf wilden gefahrvollen Steigen mühsam erklommen, so stellt sich sogleich ein neuer, noch unzugänglicherer dar; ist auch diese Firste erstiegen, zeigt sich eine noch unersteiglichere seinem staunenden Blicke. Vergebens klettert er mit eisernen Hacken an Händen und Füßen die schroffen Felsenmauern hinan, und läßt sich an Stricken in die finstern Abgründe hinab; stets hemmt eine neue himmelhohe Bergreihe seine ferneren Schritte. Diese inneren Felsmassen sind völlig nackt und verödet, und von jeglichem Leben verlassen, wie die wüste Felsrinde eines zerstörten Planeten. Und doch ist dieser Gebirgszug nur ein schwacher Zweig von jener Hauptgebirgskette, die sich von dem Vorgebirge York, auf Neuhollands Nordküste, längs der Ostküste dieses Kontinentes bis zu seiner Südspitze hinab erstreckt, und sich dann mittelst der Kent- und Fourneaux-Inseln mit der hohen Gebirgsreihe auf van Diemens Lande verbindet, welche zugleich die Fortsetzung und das Ende jener Hauptkette ist.

Von der innern Struktur des Bodens und den Steinarten, welche zumahl jene rauhe, wilde und unzugängliche Bergregion einschließet, ist bis jetzt nur wenig

bekannt. Die Sandsteinbänke, welche den ganzen Boden um den Jacksons-Port und den der Gegend umher bilden, erstrecken sich bis in die Nachbarschaft des Rosenhügels und noch viel weiter hinaus; aber die um diesen Hügel her unterscheiden sich auffallend von den erstern, indem sie in der Tiefe von einigen Fuß bituminösen Schiefer bedecken, der ganz mit Pflanzenabdrücken angefüllt ist, worunter man auch die von verschiedenen Arten von Heidekraut bemerkt. Dieser Schiefer liegt in horizontalen Schichten, und wechselt mit Sandsteinen und Puddingsteinen ab, welche von einer schwarzen bituminösen Materie durchdrungen sind. Mitten zwischen diesen Substanzen fließt der Bach Nahmens Peramatta. Nach der Analogie und verschiedenen Anzeigen zu schließen, welche die Beschaffenheit des Bodens gibt, dürfte sich ergeben, daß sich hier ein großes Steinkohlenflötz befinde. Die Auffindung dieses brennbaren Materials bei Stephens-Port nordwärts, und bei Hakkings-Port südwärts von Port-Jackson unterstützt diese Meinung. Eine dicke Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, zumahl in der Gegend jenes Baches, diese Sandsteinformationen.

Auf einem Wege, der vom Paramatta nach dem Hawkesbury führt, gelangt man, unfern von dem erstern zu einem Bach, der salziges Wasser enthält, dessen Salzigkeit wohl nicht von dem Meere, sondern wahrscheinlich von einer Masse Steinsalz heerühret, über welche der Bach seinen Lauf nimmt. Dieses wird um so wahrscheinlicher, wenn man weiß, daß sich in der Gegend umher Klumpen von krystallisirtem Salze finden.

Auf dem linken Ufer des Hawkesbury wird, am Rande der Waldung, eine schiefe Abdachung, die einen Winkel von mehr als achtzig Graden bildet, bemerkt, ungefähr eine Stunde weit längs dem Ufer hinläuft, und ganz aus schwarzem Schiefer besteht, der in horizontalen Schichten lieget. Bei Untersuchung der Ufer findet man häufig Wasserkiesel, welche aus einem Gemische von Granit, Porphyr, Gneiß oder Glimmerschiefer und anderem Gestein, als bituminösem Schiefer, Sand- und Puddingsteinen, Breccien und mehreren Bergarten zweiter Formation oder Flötzgebirgen bestehen. Da man jene Urgebirgsarten nur in dem Bette des Flusses findet, so ergibt sich daraus, daß die Berge, aus welchen er herkommt, Urgebirge sind, ob man gleich bis jetzt noch nicht über die Sandstein-Formationen hinweg gekommen ist, welche die Vorberge bilden, und sich bis zum Ufer des Meeres erstrecken.

Was nun die Mischung und Textur der vorherrschenden Formationen betrifft; so werden jene quarzigen Sandsteine und große Lager von bituminösem Schiefer, welche, wie eben bemerkt ist, die Grundlage des Landes von der Küste bis zu dem Gebirge hin bilden, in horizontalen Schichten von sehr verschiedener Mächtigkeit gefunden, welche gewöhnlich nicht sehr zusammenhängend sind.

In dem Sandsteine kommen öfters mehr oder minder große Höhlungen vor, die gleich den Erdsteinen oder stillen Adlersteinen mit einer Art, von durch Wasser aufgelös'tem faserigen, Rotheisensteine austapezirt sind.

Auf den vorgedachten Sandstein- und Schieferbänken ruht jene Schicht vegetabilischer Erde, die immer tiefer wird, je weiter man aus der meernahen Gegend in das Innere des Landes dringt.

Die vegetabilische Erde ist aber nicht, wie es scheint, die einzige Substanz, welche auf den Sandsteinlagern abgesetzt worden ist; denn man findet auch sehr dichten eisenhaltigen Thon.

In andern Gegenden, besonders in der Nähe des Paramatta, finden sich Schichten von weißlichtem, mit Quarz, Glimmer und einer Art von Graphit vermischtem Thone, welcher eine granitische Zersetzung zu seyn scheinet, und aus welchem man sehr schöne, feine und weiße Geschirre bereitet.

In der ganzen weitläufigen Landesstrecke hat sich bis jetzt, aller Bemühung ungeachtet, noch kein Kalkstein gefunden. Dagegen werden, über die Oberfläche des Landes zerstreut, hin und wieder große Stücke von Rotheisensteine entdeckt, die wahrscheinlich ein treffliches Eisen liefern würden.

Außer diesem Eisen zeigt sich in dem ganzen Lande keine Spur von metallischen Substanzen, und die Kiesel die man, aus den Gebirgen weg geschwemmt, in den Flüssen findet, haben bis jetzt noch keine Anzeige von Erzadern gegeben.

Das wichtigste Mineral-Produkt dieser Gegend sind bis jetzt die Steinkohlen, welche man an den oben be-

merkten Orten in ungeheuren Lagern sieht. Auch der bituminöse Schiefer könnte statt der Steinkohlen zur Feuerung dienen.

Endlich ist unter den nützlichen Mineralien noch das Steinsalz zu bemerken, von welchem man selbst Stücke findet, die einen Fuß im Durchmesser halten.

Die Produkte des Pflanzenreichs anlangend, welche sich im wildernden Zustande, nicht allein in der, der Botany-Bai und dem Port-Jackson benachbarten Gegend, sondern über den ganzen ungeheuren Landesstrich von Neu-Süd-Wallis verbreitet finden; so dürften folgende die bemerkenswerthesten von ihnen seyn.

Unter den Waldbäumen, deren es in dieser ganzen Länderstrecke nur wenig Arten gibt, zeichnet sich der Gummi-Baum vor andern aus. Der rothe Gummi-Baum erwächs't zu einer ansehnlichen Höhe und Dicke, und er wird selbst größer als die Englische Eiche. Er wächs't sehr hoch, ehe er Zweige treibt. Die Blätter des Baums sind lang und schmal, fast wie die der Weide. Daß Gummi, welches er ausschwitzet ist dunkelroth; unterscheidet sich aber von dem gewöhnlichen Drachenblute darin, daß es sich in Wasser völlig auflösen läßt. Man kann es entweder durch Abzapfen gewinnen, oder im trockenen Zustande aus den Röhren des Holzes nehmen, in die es reichlich vertheilt ist. Das Holz ist schwer und feinkörnicht; da es aber stark von den Gummi-Röhren durchschnitten wird, so zersplittert es, und wirft sich so sehr, daß es bald gänzlich unbrauchbar wird.

Der gelbe Gummi-Baum ist etwa von der Größe eines Wallnußbaumes. Der Stamm wächs't ungefähr vierzehn bis sechzehn Fuß hoch ziemlich gerade; aber dann breitet er sich in lange gewundene Blätter aus, die auf allen Seiten herunter hangen, und den größern Gras- oder Binsenarten gleichen. In der Mitte derselben steht ein einzelner, vollkommen gerader Stängel, der achtzehn bis zwanzig Fuß hoch ist, viele Aehnlichkeit mit dem Zuckerrohre hat, und sich in eine spiralförmige Aehre endigt, die einigermaßen einer Weitzenähre gleichet. Das Merkwürdigste an diesem Baume ist sein gelbes Harz, welches in seinen Eigenschaften mit dem wohlriechendsten Balsame um den Vorrang streitet. Es schwitzt von selbst aus dem Stamme, jedoch leichter, wenn Einschnitte in die Rinde gemacht werden. Zuerst ist es flüssig, aber in der Sonne verdichtet es sich, und wird fest. Wenn man es auf glühenden Kohlen brennt, riecht es fast wie eine Mischung von Tolu-Balsam und Benzoe, und kommt einiger Maßen dem Storax nahe. In Weingeist lös't es sich gänzlich auf, aber nicht in Wasser, auch sogar nicht in wesentlichem Terpentin-Oehl, wenn es nicht in starker Hitze digerirt wird. Der Firniß, den es in beiden Auflösungen gibt, ist sehr schwach und von geringem Nutzen. Bei medicinischem Gebrauch hat man es, in manchen Fällen, als ein gutes Pektorale, und sehr balsamisch befunden. Man erhält es aber nicht in großer Menge, wie das rothe Gummi des oben beschriebenen Baumes.

Der Pfeffermünzbaum, der über hundert Fuß hoch wird, und mehr als dreißig Fuß im Umfange hat. Aus

seinen Blättern wird ein eigenthümliches Oehl genommen, das mit dem aus der Pfeffermünze gezogenen große Aehnlichkeit hat, und in allen Diarrhöen sich sehr wirksam bezeiget.

Der blaue Gummi-Baum hat mit dem rothen einerlei Holz; es ist rauh und viel fester und zäher als das Holz unsrer Eichen. Dieses Holz läßt sich sowohl beim Schiff- als Häuserbaue mit Vortheil gebrauchen. Nur darf in diesem Falle die Dicke des Baumes nicht mehr als zwei bis dritthalb Schuhe betragen; denn wenn sie mehr beträgt, so wird das Innere des Baums gewöhnlich schadhaft befunden. Im Stehen wird der blaue Gummi-Baum stark von einem ganz kleinen Wurme beschädigt, welcher ihn mit unzähligen Löcherchen durchbohrt, welche mit bloßem Auge kaum zu entdecken sind.

Außer diesen verschiedenen Eucalyptus-Arten werden hier noch folgende bemerkenswerthe Baumgattungen gefunden, welchen man, da sich eine gewisse Aehnlichkeit in Rücksicht des Laubes, der Frucht oder des Holzes zwischen ihnen und bekannten Baumarten findet, die Benennungen der letztern beigelegt hat. Zu ihnen gehören, das Leicht- und Eisenholz, die Stieleiche, der Mahagony-Baum, die Ceder, der Buchsbaum, das Geisblatt, der Theebaum, Apfelbaum, Birnbaum und Feigenbaum.

Das Leichtholz wird etwa zwanzig Zoll dick, und ist seiner Leichtigkeit wegen vorzüglich zum Schwimmen geschickt, und daher hauptsächlich zum Bau kleiner Fahrzeuge geeignet. Das Eisenholz besitzt keine so große Zäh-

heit wie die Eucalyptus-Arten; ist aber doch sehr hart und fest. Der Mahagony-Baum erreicht eine Dicke von drei Fußen, und ist seiner Beschaffenheit nach von dem auf Jamaika nicht sehr verschieden. Die Ceder hat in Ansehung ihres Holzes die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Mahagony-Baume der Honduras-Bai. Wenn sie noch in vollem Wuchse ist, gleicht sie der Bergesche, so wohl in Ansehung des Laubes, als auch der Beere. Der Buchsbaum, seiner Blätter wegen so genannt, hat gesundes und sehr zähes Holz. Seine Dicke beträgt dritthalb Schuh. Er ist trefflich zu Schiffbauholz zu gebrauchen. Das Geisblatt hat seinen Nahmen ebenfalls der Aehnlichkeit seiner Blätter zu verdanken. Es hat ein weiches Holz, und wird in der Gegend des Portes Jackson nie dicker als zwei, zu Port-Philipp dagegen an vier Fuß dick gefunden. Der Theebaum ist ein kleiner Strauch, mit vielen aber windischen Aesten. Der Blätter kann man sich anstatt des Thees bedienen.

Was die sogenannte Eiche anlanget, so hat auf die Beschaffenheit ihres Holzes der Standort derselben den größten Einfluß. Auf den trockenen Anhöhen darf sie nicht dicker als zwölf bis achtzehn Zolle werden; im Falle sie stärker ist wird es meist im Innern nicht sehr fest, sondern bruchich und verwachsen gefunden, auch springt es und wirft sich leicht. Die in sumpfigen Gegenden wachsende Eiche wird zwar nicht stärker als jene, ist aber von ihr sehr vortheilhaft dadurch verschieden, daß ihr Inneres aus gleichförmigeren Theilen besteht, und folglich viel zäher und brauchbarer ist. Der hiesige Birnbaum trägt eine Frucht, die zwar wie unsre einheimische

Birne gestaltet, aber hart wie Holz und ungenießbar ist. Der Baum selbst erhebt sich in einem schnurgeraden Stamme, dessen größte Dicke achtzehn Zoll beträgt. Der Apfelbaum hat diesen Nahmen seinen Blättern zu verdanken; hat übrigens weit ausgebreitete und krumme Aeste, und erreicht eine Dicke von zwei bis drittehalb Fuß. Der Feigenbau ist der bekannte Banianenbaum, dessen Zweige, wie bekannt, sich abwärts senken, und so bald sie die Erde erreichen, Wurzel fassen, und neue Schößlinge treiben. Sein Holz ist gänzlich unbrauchbar.

Die bis jetzt beschriebenen Bäume besitzen die wunderbare Eigenschaft, statt der Blätter, jedes Jahr am Ende desselben, die Rinde abzuwerfen. Dagegen sieht man sie stets belaubt, und die alten Blätter werden von den neu hervorsprießenden bloß abgestoßen.

Bemerkenswerth sind ferner drei verschiedene Arten von Palmen. Die erste, welche in den südlichen Theilen des Landes häufig vorkommt, hat Blätter, die an Gestalt einem Windfächer gleichen. Der Kohl, welcher sich auf dieser Palme findet, ist klein aber ungemein schmackhaft und von köstlicher Süße; die Nüsse derselben sind ein für die Schweine sehr gutes Futter. Die zweite Art ist der ächten Westindischen Kohlpalme auffallend ähnlich. Sie hat, gleich dem Kokos-Baume, große und zackige Blätter, und trägt ebenfalls den Palmenkohl; der zwar nicht so süß ist, wie der der erstern, aber er wird beträchtlich größer. Die dritte Gattung, welche, gleich der zweiten, sich bloß in den nördlichen Gegenden findet, wächs't selten höher als zehen Fuß, hat kleine und

zackige Blätter, wie manche Farnkräuter, bringt aber keinen Kohl, sondern eine Menge Nüsse von der Größe einer großen Kastanie. Der Genuß dieser Nüße soll heftiges Brechen und Purgiren erregen; dessen ungeachtet werden sie von den Landeseingebornen gegessen. Wahrscheinlich befindet sich die giftige Eigenschaft dieser Nüsse, wie bei der Kassada, nur im Safte der Frucht.

Außer den Palmen gibt es in den hiesigen Landesstrichen noch mehrere Arten kleiner Bäumchen und Staudengewächse, von welchen eines der Pflaume an Farbe, doch nicht an Gestalt, ähnliche Früchte bringt; denn diese sind auf den Seiten flach, und gleichen in dieser Rücksicht einem kleinen Käse. Auf einer zweiten Gattung dieser Bäumchen wächs't ein purpurfarbiger Apfel, der, wenn er etliche Tage gelegen hat, genießbar ist, und alsdann im Geschmacke einer Zwetsche ähnelt. Noch hat man in den nördlichen Landstrecken eine Art wilder Pisange entdeckt, deren Frucht aber so voller Steine war, daß man sie kaum genießen konnte.

Von krautartigen Pflanzen wird nicht minder eine zahlreiche Menge in dieser Erdstrecke gefunden. Unter andern wild wachsender Arum, zu welchem sich zwei Gattungen von Yam-Wurzeln gesellen; von denen die eine wie ein Radies gestaltet, die andre aber rund, und mit zaserigen Fiebern bedeckt ist. Beide Arten sind klein, aber sehr süß von Geschmack.

Unter den Thieren, welche über diesen weitläufigen Erdstrich verbreitet sind, werden vorzugsweise die, dem

Neuholländischen Kontinente eigenthümlichen, Didelphis-Arten bemerkt. Unter ihnen sind die ausgezeichnetsten das Kanguru, das Poto-Ru, das Tapua-Ru, das Tapoa-Tafa, der Wombat und das Hepuna-Ru.

Das Kanguru ist das größte unter allen, bis jetzt in Neuholland entdeckten, Säugethieren. Das Verhältniß in einigen Theilen dieses seltsam gebaueten Thieres hat gar keine Aehnlichkeit mit dem Baue der gewöhnlichen Thiere dieser Klasse. Bei einem der größten Kanguru haben sich folgende Dimensionen gefunden. Seine Länge betrug von der Nasenspitze bis zum Ende des Schwanzes acht Fuß und fünf Zoll; der Schwanz drei Fuß und einen Zoll; der Kopf maß eilf Zoll; die Vorderbeine zwei Fuß, die Hinterbeine drei Fuß und sieben Zoll; der Umfang des Vordertheils bei den Beinen betrug einen Schuh neun Zoll, der der hintern Theile vier Fuß fünf Zoll, des dickern Theils von dem Schwanze, der gegen das Ende hin nach und nach spitz zuläuft, einen Fuß und einen Zoll. Das Auffallendste in der Körperbildung dieses Thieres ist das Mißverhältniß zwischen den oberen und unteren Theilen; denn der Kopf, der Hals, die Schultern und die Vorderfüße sind im Verhältniß zu den übrigen Theilen viel zu klein. Vorzüglich sind die Vorderfüße im Vergleich mit den Hinterbeinen, und zu der Größe des Thieres zu kurz; auch die Füße oder Hände sind klein. Die Haut an der inneren Hand ist von der an der entgegen stehenden Seite verschieden. An dem Vorderfuße befinden sich fünf Zehen oder Finger. Der mittelste ist der größte, die andern werden stufenweise kürzer und sind alle beinahe von gleicher Form.

Die Nägel sind scharf und zum Fassen geschickt. Das Thier soll sich dieser Füße wie ein Eichhörnchen oder Affe bedienen. Die Verhältnisse unter den einzelnen Theilen des Hinterbeines sind ebenfalls verschieden. Der Schenkel ist sehr kurz; das Bein und der Fuß aber sehr lang. Dem Anscheine nach endigt er sich in drei Zehen, von denen die mittelste die größte und stärkste ist, und Aehnlichkeit mit der großen Zehe eines Straußes hat. Die äußere Zehe kommt ihr in der Größe am nächsten, und was die innere Zehe zu seyn scheinet, sind eigentlich zwei, die in einer Haut oder Bedeckung sitzen. Die Nägel an der großen und an der äußern Zehe haben Aehnlichkeit mit denen an einem Strauß. An der Ferse und längs der unteren Seite des Fußes und der Zehen ist die Haut dazu geschickt, daß das Thier darauf gehen kann. In den Muskeln dieser Hinterbeine besitzt das Thier eine ungeheure Kraft. Es macht mittelst seiner Hinterfüße Sprünge von zwanzig bis acht und zwanzig Fuß, und hält während des Sprunges die kurzen Vorderbeine dicht an die Brust. Der Schwanz ist an einem alten Kanguru dick und lang; an einem jungen aber, in Verhältniß zu der Größe des Thieres, kürzer. Es hält ihn ausgestreckt, und er dient ihm zu einer Art von Gegengewicht, indem es ihn aufrecht trägt, wenn es in größter Schnelligkeit sich fortbeweget. In der Geschwindigkeit der Bewegungen soll es einen Windhund in so weit übertreffen, als dieser den gewöhnlichen Hund. Das Kanguru soll übrigens auch Gebrauch von seinem Schwanze machen, und Hunden, welche es anzufallen wagen, die schrecklichsten Schläge damit ertheilen. Das Weibchen hat, wie das Opossum, einen Beutel an dem unteren Theil des

Bauches,

Bauches, in welchem es seine Jungen trägt. So hat man welche beobachtet, deren Junges kaum die Größe einer Wallnuß hatte, und an einer Zitze in dieser Tasche hing; noch andre hatten Junge von der Größe einer Ratze, die zum Theil schon völlig ausgebildet waren, und alle unterscheidenden Kennzeichen eines Kanguru's an sich trugen. Die Zeugungstheile dieses Thieres sind von einer eigenthümlichen Bildung. Die Haut des Thieres ist gewöhnlich mit einem dunkel mausfarbigen Haare bekleidet, mit Ausnahme des Kopfs und der Ohren, als welche fast wie bei einem Hasen bedeckt sind. Man hat bis jetzt in dieser Landschaft zwei verschiedene Arten desselben entdeckt; die eben beschriebene, welche zuweilen an hundert und vierzig Pfund wiegen soll, und eine kleinere, die selten über sechzig Pfund wiegt, und besonders die hohen Gegenden liebt. Ihr Haar fällt ins Röthliche und ihr Kopf ist kürzer, als an der größern Art. Das Kanguru ist übrigens ein sehr furchtsames, scheues, harmloses Geschöpf, und soll zu den körnerfressenden Thierarten gehören.

Das Potoru oder die Kanguru-Ratze hat einen von der Seite flachen Kopf. Die Ohren sind von mittler Größe und im Verhältniß derselben den Ohren der Mäuse ähnlich. Die Vorderbeine sind in Vergleichung gegen die hintern zu kurz. Aus den Nägeln der Vorderzehen läßt sich schließen, daß das Thier in der Erde grabe. Die Hinterfüße sind lang und das Thier hat es in seiner Gewalt, entweder auf dem ganzen Fuße oder auf den bloßen Zehen zu stehen. Der Schwanz ist lang. Das Haar an dem Leibe ist ziemlich dünn, und von zweierlei

Art; nämlich ein pelzartiges, und ein langes, welches letztere eben wegen seiner Länge das äußere wird. Jenes ist das feinste, und besteht aus geschlängelten Haaren. Das lange Haar ist stärker, um mehr als zwei Drittheile seiner Länge an der Haut ebenfalls gekrümmt, und endigt sich in eine ziemlich scharfe Spitze, wie die Stacheln eines Igels. Es ist von einer bräunlich grauen Farbe, mit einem grünlich gelben Anstriche. Das Thier hat ebenfalls einen Beutel. Die Oeffnung befindet sich nach vorn, und die Höhlung erstreckt sich rückwärts, bis zu dem Becken. Innerhalb dieses Beutels befinden sich an dem Bauche vier, paarweise sitzende Brustwarzen, von denen jedes Paar sehr nahe bei dem andern ist.

Das Tapua-Ru, eine Art von Beutelthier, ist etwa von der Größe eines Rakuhns, und auf dem Rücken von dunkelgrauer Farbe, welche an den Seiten heller wird, und an dem Bauche in ein volles Braun übergeht. Seine Haare sind ebenfalls von zweierlei Art; die eine ist lang, die andre eine Art von Pelzhaar; doch auch das erstere ist an der Wurzel pelzartig. Der Kopf ist kurz; die Augen sind etwas hervorstehend; die Ohren breit und nicht spitzig. An den Vorderfüßen sind fünf Zehen, von denen die innerste am kürzesten ist, und einige Aehnlichkeit mit einem Daumen hat. Der Hinterfuß gleicht einer Hand, oder dem Fuße der Affen und des Opossums, indem die große Zehe keinen Nagel hat, und der ganzen Fußsohle, welche kahl ist, gegenüber steht. Der Schwanz ist lang, und mit langem Haare bedeckt, ausgenommen an der unteren Fläche der Hälfte gegen die Spitze zu, in der Breite eines halben Zolls, welche nahe an der

Spitze zunimmt. Diese Fläche ist mit einer Haut bedeckt, und zum Festhalten eingerichtet.

Das Tapoa-Tafa hat die Größe einer Katze, im Körperbaue aber viele Aehnlichkeit mit dem Marder; nur ist sein Körper in Verhältniß zu seiner Größe nicht so lang als bei diesem. Das Haar gleicht dem Haar einer Katze, und ist ihm auch in der Farbe ähnlich; doch nahe bei dem Anfange des Schwanzes ist es von einem helleren Braun, das rings umher einen breiten Ring bildet. Die Vorderfüße sind kürzer als die Hinterfüße; aber fast in demselben Verhältnisse, wie bei der Katze. Die Hinterfüße sind biegsamer. Sowohl diese, als die Vorderfüße haben fünf Zehen; der Schwanz ist lang, und mit langem Haare bedeckt, das nicht immer einerlei Farbe hat. Von derselben Art hat man noch ein anderes, aber geflecktes, Thier gefunden.

Das Hepuna-Ru, oder das fliegende Beutelthier, ist von der Größe eines kleinen Kaninchens, und hat einen breiten flachen Körper. Der Kopf hat viele Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Eichhörnchens. Die Augen sind gefüllt, hervorragend und groß; die Ohren breit und dünn; der Schwanz sehr lang. Zwischen den Vorder- und Hinterfüßen ist an jeder Seite eine Verdoppelung der Haut angebracht, welche, wenn das Thier die Beine nach der Seite ausstreckt, ausgedehnt wird, und einen breiten Seitenflügel bildet. Wenn hingegen das Thier die Beine zum Gehen braucht, so zieht sich diese Haut, vermöge ihrer Elasticität, dicht an die Seite desselben und bildet eine Art von Streifen, an welchem das Haar

ein besonderes Ansehen hat. In dieser Rücksicht ist das Thier dem Amerikanischen fliegenden Eichhorne sehr ähnlich. Es hat an den Vorderfüßen fünf Zehen mit scharfen Nägeln, und an den Hinterfüßen eben so viel, die aber beträchtlich von jenen verschieden sind. Eine von diesen Zehen könnte man einen Daumen nennen, da sie einen breiten Nagel hat, fast wie an der Meerkatze oder dem Opossum. Die Vorder- und die Mittelzehen sind in einer gemeinschaftlichen Bedeckung vereinigt, und sehen aus, wie eine Zehe mit zwei Nägeln; und in diesem Stücke hat das Thier einige Aehnlichkeit mit dem Känguru. Die beiden andern Zehen haben die gewöhnliche Form und alle viere sind scharf, wie die an den Vorderfüßen. Die Füße sind durch diese Bildung wohl dazu geschickt, etwas zu halten, indessen das Thier seinen Leib oder seinen Vorderfuß nach andern Theilen hinbewegt. Das Haar ist sehr dick und lang, und gibt ein sehr schönes Rauhwerk, besonders an dem Rücken. Es ist von einer dunkelen braungrünen Farbe an der oberen, und von einer hell weißgrauen an der untern Seite dessen, was man Flügel nennen kann; weiß aber an der unteren Fläche vom Hals bis zum After.

Ferner nennen wir unter den Didelphis-Arten, seiner sonderbaren Gestaltung wegen, den Wombat. Dieses, wie die vorhin beschriebenen, dem Neuholländischen Kontinente ausschließlich eigene Thier scheint dem ersten Anblicke nach ins Bärengeschlecht zu gehören; allein bei näherer Untersuchung ergibt sich, daß es, da sich das charakteristische Merkmahl jener Thierart, der Beutel, bei ihm findet, dessen ungeachtet zu den Didelphis-Arten

gezählt werden muß. Das Wenige, was bis jetzt von der Körperbildung und Lebensweise dieses Thieres bekannt worden ist, dürfte sich auf Folgendes beschränken. Sein Körper hat etwas mehr Umfang als der eines großen Dachshundes. Von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel mißt es etwa dreißig Zoll; die unverhältnißmäßige Länge des Schwanzes beträgt einen halben Zoll. Das Gewicht des Thieres ist von fünf und zwanzig bis dreißig Pfund. Der Kopf ist breit, vorn abgeplattet, und sieht, von dieser Seite betrachtet, einem gleichseitigen Dreiecke ähnlich; die Ohren sind klein, aufrecht stehend und zugespitzt; die Augen klein; die Nase breit mit weiten Nasenlöchern, welche das Thier willkührlich verschließen kann; die Oberlippe gespalten, wie beim Hasen; die Mundöffnung klein, und die Barthaare zwei bis vierthalb Zoll lang. Wegen der Kürze und Dicke des Halses scheint der Kopf dicht an den Schultern zu stehen; der Rücken ist vom Halse an bis über die Gegend der Vorderbeine hin gewölbt; dann fällt er nach hinten zu wieder ab. Die Vorderfüße sind mit fünf, die Hinterfüße nur mit vier spitzigen, ziemlich langen Krallen bewaffnet. Der Wombat ist demnach von einer niedergedrückten, dicken und kurzbeinigen Gestalt; hat einen wankenden und langsamen Gang, daß er von einem Menschen ereilt werden kann. Von Charakter ist er sanft und träge; doch gereitzt, soll er heftig um sich beißen; seine Stimme ist ein leises Zischen; seine Nahrung nimmt er aus dem Pflanzenreiche.

Noch soll es in diesen Gegenden ein Thier geben, welches zum Didelphis-Geschlechte gehören, und von den

Einländern Quoll genannt werden soll. Es wäre eine Art von Stinkthier. Auf dem Rücken sey es braun mit weißen Flecken gesprenkelt; auf dem Bauche aber ganz weiß von Farbe.

Der Dingo, oder Neuholländische Hund, ist eine Spielart des Hundes, die sich, gleich dem Schäferhunde in den mehrsten Ländern, dem Wolfe nähert, nur mit dem Unterschiede, daß der Dingo nicht so groß ist, und nicht so hohe Beine hat. Die Ohren sind kurz, und aufgerichtet; der Schwanz ziemlich buschig; das Haar von einer röthlich braunen Farbe, lang und dick, aber gerade. Das Thier kann bellen, allein nicht so leicht, als der Europäische Hund. Es ist sehr bösartig und falsch; und brummt, heult und winselt, wie die Hundearten alle. Ob dieß der einzige Hund in Neuholland ist, muß eine nähere Untersuchung dieses weitläufigen Kontinentes lehren. Er wird übrigens im wilden, wie im zahmen Zustande gefunden.

Außer ihm will man in den nördlichen Gegenden von Neu-Süd-Wallis auch Wölfe gesehen haben. Wenigstens haben zuverläßige Augenzeugen ihre Spuren erblickt.

Aus der Klasse der Vögel verdient der Emue oder Neuholländische Kasuar eine vollständigere Beschreibung. Dieser Vogel ist von dem Boden bis zu dem oberen Theile des Kopfes sieben Fuß hoch, in jeder Rücksicht viel größer als der gemeine Kasuar, und von diesem in seiner Gestalt so verschieden, daß er offenbar eine neue

Art ausmachet. Sein Gefieder ist fast ganz einfarbig, und besteht aus einer Mischung von schmutzigem Braun und Grau; doch an dem Bauche ist es etwas weißer. Die merkwürdige Struktur der Federn, daß zwei Schäfte mit ihren Fahnen aus einem Kiele hervorgehen, hat dieser Kasuar mit der gewöhnlichen Art gemein. Darin unterscheidet er sich aber wesentlich, daß der hornichte Auswuchs oben auf dem Kopfe ihm fehlt. Kopf und Schnabel haben in Gestalt und Größe mehr Aehnlichkeit mit denen an dem Strauß, als an dem gemeinen Kasuar. Auf dem oberen Theile des Kopfes sind die Federn, mit denen er übrigens nur dünn bewachsen ist, sehr klein, und sehen mehr wie Haare als wie Federn aus. Der Hals ist ziemlich gut damit bedeckt, ausgenommen das Kinn und die Gurgel, wo sie so dünn stehen, daß man die Haut, welche daselbst purpurfarben ist, ganz deutlich sehen kann. Die kleinen Flügel sind außerordentlich kurz, und machen einen sonderbaren Kontrast mit dem Körper, da sie noch kleiner sind, als beim gemeinen Kasuar. Es befinden sich keine großen Schwungfedern in ihnen, sondern sie sind bloß mit den kleinen Federn bedeckt, die auf dem ganzen Körper wachsen. Bei dieser Art zeigt sich übrigens noch eine besondere Merkwürdigkeit, und zwar in Ansehung der Beine. Der hintere Theil derselben ist nähmlich der ganzen Länge nach auf eine merkwürdige Art gleichsam gezähnt oder eingesägt. Der Zehen sind drei, von denen die mittelste lang, die andern beiden aber kurz sind, und starke Klauen haben, fast von gleicher Beschaffenheit mit denen am gemeinen Kasuar. In den Eingeweiden unterscheidet sich das Thier von allen andern Vögeln besonders dadurch, daß es kei-

nen dicken oder zweiten Magen hat. Die Leber ist so klein, daß sie in einer Amsel eben so groß ist. Mit dieser Leber findet man eine große, wohl mit Galle gefüllte, Gallenblase verbunden. In dem muskulösen Magen eines dieser Vögel hat man an sechs bis sieben Pfund Gras, Blumen, nebst einigen wenigen Beeren und Saamenkörnern bemerkt. Der Darmkanal ist wenigstens achtzehn Fuß — engl. — lang, sehr weit und von der Oeffnung des Magens bis zu dem After von regelmäßiger cylindrischer Form. Das Herz und die Lungen sind durch ein Zwerchfell von einander getrennt, und stehn in ziemlichem Verhältniß mit der Größe des Vogels. Das Fleisch desselben ist sehr gut, und hat fast den Geschmack von jungem zarten Rindfleische. Uebrigens findet sich dieser Vogel in Neuholland sehr häufig; er ist aber außerordentlich scheu, und soll schneller laufen als ein Windhund.

Von dem Geschlechte der Papageie findet sich eine Species von Oliven- und einer rußigen schwarzen Farbe; dann ein blaubäuchiger Papagei; ferner ein scharlachfarben und schön grün befiederter; der Pennantsche Papagei, dessen Hauptfarbe Karmoisin ist; der gehäubte Kakadu, größtentheils weiß von Farbe; der kleine Parrokiet, in der Hauptfarbe grün; endlich der rothschultrige Parrokiet. Die Hauptfarbe dieser, wie es scheint, neuen Art ist ebenfalls ein schönes Grün.

Hier kommt ferner vor der große braune Eisvogel, und der heilige Eisvogel, eine Spielart des, in den Südseeinseln sich sehr zahlreich findenden, Eisvogels.

Der unregelmäßige Rhinoceros-Vogel ist an verschiedenen charakteristischen Theilen so sonderbar gestaltet, daß sich schwer bestimmen läßt, zu welchem, jetzt schon bekannten, Geschlecht er gehöre. In Rücksicht des Schnabels scheint er dem Hornvogel am nächsten verwandt zu seyn; aber die Beine hat er von dem Tukan, oder Pfefferfraß, und die Zunge ist der Zunge einer Krähe ähnlich. Auch in der Größe gleicht dieser Vogel fast der Krähe.

Der weiße Falk, mit schwarzem Schnabel, gelber Schnabelhaut, gelben Füßen und ganz weißem Gefieder scheint sich hier, wie auf Diemens Lande, nicht selten zu finden. Er ist übrigens, scheint es, bloß auf dem Neuholländischen Kontinente zu Haus.

Noch kommen vor das weiße Bläßhuhn, die einzige bis jetzt bekannte Art von weißer Farbe; in der Größe ungefähr einem zahmen Huhne gleich.

Die weißbäuchige Krähe, ungefähr in der Größe einer Elster, und ihr auch in der Gestalt nicht unähnlich, außer daß der Schwanz nicht keilförmig ist, sondern Federn von gleicher Länge hat. Der Vogel ist oben ganz schwarz, unten aber sind die Deckfedern des Steißes weiß.

Die Port-Jackson-Drossel. Der Wirbel oder die Krone des Kopfes ist bräunlich grau, von da bis an den Rücken hinunter schokolatenbraun.

Der gelböhrige Fliegenfänger, in der Größe einer Hausschwalbe, beinahe sieben Zoll lang; das Gefieder meistens braun.

Die südliche Bachstelze, aschfarben, unterhalb gelb, die Kehle ein wenig weißlicht. Die schöne Bachstelze, schwarz, die langen Schwungfedern braun, der Schnabel weiß, der Vorderkopf und die Backen blau. Die kleinliche Bachstelze, braun, unterhalb bleich, mit einer braunen Binde nach der Spitze des Schwanzes zu.

Der gehäubte Ziegenmelker oder Nachtschwalbe, aschfarben-braun, unterhalb blaß.

Die Neuholländische Baumklette, schwarz mit Weiß gesprengt, ungefähr von der Größe einer Nachtigall, und wahrscheinlich eine noch nicht beschriebene Art.

Der belappte Bienenfresser, von der Größe eines Mistelvogels oder Ziemers, aber verhältnißmäßig größer. Die Federn auf dem oberen Theile des Kopfes sind länger als die übrigen, und haben das Ansehen eines Kammes. Das Gefieder ist größtentheils braun. Unter den Augen hängt auf jeder Seite eine Art von orangefarbenem fleischichten Bartlappen herunter. Bei dem Weibchen fehlen diese Lappen. Wahrscheinlich ist dieser Vogel eine noch nicht näher beschriebene Art. Der beulenstirnige Bienenfresser, allem Anscheine nach noch eben so wenig bekannt als der vorige. Die Hauptfarbe desselben ist oben braun und unten weiß. An dem Vorderkopfe, gerade an der Wurzel des Schnabels, hat der Vogel ei-

nen kurzen, ungefähr einen Viertelzoll langen, stumpfen Knopf.

Die goldflüglichte Taube, eine merkwürdige Art. Die mehrsten Flügelfedern sind mit einem glänzenden Flecken von Goldgelb bezeichnet, das sich, bei verschiedenen Reflexionen des Lichts, in Grün und Bronze verändert.

Von Landvögeln werden noch außer dem, zumahl in den äquatornahen Gegenden, Raben, Wachteln, Trappen, Reiher, Kraniche und Adler gefunden.

Vor allen hiesigen Vögeln schimmert aber die prachtvolle Menure mit den blendendsten Farben. Dieser schönste der Vögel soll dem zahmen Huhn an Größe gleichen. Der starke, convexkegelförmige Schnabel ist schwarz, von derselben Farbe sind die Beine und die sehr langen Zehen. Der ganze Körper ist mit einem röthlich schwarzen Gefieder geschmückt; den Kopf ziert eine kleine Federkrone. Die schönsten Farben aber entfaltet der wunderbar gestaltete Schwanz dieses herrlichen Vogels. Er besteht aus sechzehn etwa zwei Fuß langen Federn. Zwei davon sind sehr breit, ihre innere Fahne schlangenförmig ausgeschnitten, und, im schönsten Wechsel, bald mit dunkler, bald mit heller schimmernder Orangefarbe verziert; die sich nach dem Schafte hin ins Silberweiße verliert. Beide Federn steigen aus ihrer Wurzel senkrecht empor, biegen sich in schlangenartigen Windungen, durchkreuzen sich, und enden nach oben in einer schwarzen Spitze. Zwei andere Federn sind schmaler, und schwärzlich ge-

färbt; diese umläuft nur an der äußeren Seite des Schafts eine Fahne. Sie erheben sich zwischen den vorigen, und sind am oberen Theile nach entgegen gesetzten Seiten und bogenförmig gekrümmt. Die übrigen Schwanzfedern sind ungemein zart und seltsam gebildet; sie zeigen keine eigentliche Fahne, sondern die zarten Fasern stehen zu beiden Seiten des Schaftes, und durch weite Zwischenräume von einander gesondert, so, daß sie eher das Geripp einer Feder, als eine eigentliche Feder bilden. Ihre Farbe ist grau. Das Weibchen ist um vieles kleiner als das Männchen, auch soll sein Schwanz weder von der Größe noch von der schönen Gestaltung und blendenden Pracht der Farben seyn, wie bei jenem. Nach einigen soll die Menure ein besonderes Geschlecht in der Ordnung der hühnerartigen Vögel bilden; nach andern hingegen dem Geschlechte der Paradiesvögel angehören. Der Wohnplatz dieses prachtvoll befiederten Vogels sind die, im Westen der Landschaft Cumberland gelegenen, blauen Berge; wenigstens, scheint es, hat man ihn bis jetzt noch in keiner andern Gegend des Neuholländischen Kontinentes gefunden.

Diese Landschaft ist auch das Vaterland des blauen Frosches. Diese prächtige Art von Laubfrosch ist mit dem glänzendsten Blaue gefärbt, und unten mit grauen, fein eingesprengten, Punkten verziert. Die Füße sind vierzehig; die Hinterfüße sind durch eine Schwimmhaut verbunden. Er mag etwa die Größe des gemeinen Landfrosches erreichen. Außer ihm haben sich noch zwei neue Arten von Fröschen, und zwei noch unbekannte Krötenarten gefunden, von welchen letzteren

die eine kaum einen Zoll lang, und von sehr schönen Farben seyn soll.

Von Eidechsen gibt es die scinähnliche; die stachlichte, mit einem langen gerundeten Schwanze, graulicher Farbe, erhoben geripten, und scharf gespitzten Schuppen; die bandirte, über deren Rücken eilf abwechselnd schwarze und weiße Streifen hinunter laufen; die breitschwänzige und die bunte. Noch hat man im Endeavour-Revier einen kleinen Alligator bemerkt.

Von Schlangen bewohnen diese Gegenden sechs verschiedene Arten, die zu dem Natterngeschlechte gehören, und sich so wohl durch ihre Größe als Farbe unterscheiden. Eine schwarzgefärbte Art derselben scheint giftig zu seyn.

Unter den hiesigen Fischarten dürften sich der Port-Jackson-Haifisch, der bärtige Haifisch, der schwarze Seeteufel, der gehörnte Hornfisch, der kleine Einhornfisch, der Saugefisch, die Südsee-Groppe, der Karpfen-Lippfisch, der platte Seebrachsen, die gestreifte Meerbarbe, der Rohr- und der Aehrenfisch am häufigsten finden. Zu diesen gesellt sich noch ein Fisch von außerordentlicher Art. Vorn an dessen Brust sieht man zwei sehr starke Floßfedern befestigt; vermittelst derselben weiß er so hurtig wie ein Frosch davon zu hüpfen. Man trifft diesen Fisch sehr häufig an ganz trockenen Orten an, wo ihn vermuthlich die Ebbe zurück lassen mag. Doch scheint er dadurch, daß er sich außer dem Wasser befindet, keinesweges matt zu werden; denn bei der Annäherung e-

nes verdächtigen Gegenstandes hüpft er ganz munter von dannen. Auch scheint er nicht einmahl das Wasser dem Lande sonderlich vorzuziehen; denn falls einer oder der andre im seichten Wasser überrascht wird, springt er öfters heraus, und auf dem trockenen Boden fort. Ferner hat man beobachtet, daß, wenn er an Orte kommt, wo etwa mehrere kleine Steine über die Oberfläche des Wassers hervorragen, und nicht weit von einander entfernt abliegen, er lieber von einem Steine zum andern zu hüpfen, als durch das Wasser zu schwimmen pflegt; auch sieht man ihn öfters auf die eben angegebene Weise über ganze Pfützen weg, bis hin aufs trockene Land, und alsdann weiter fortspringen.

Von den hiesigen Insekten hat man schon über hundert und funfzig Arten, und unter ihnen allein vierzig, zum Theil ungemein prächtige, Schmetterlinge gefunden. Auch hat man unter den Hornflüglern eine überaus schöne Species bemerkt; das smaragdfarbige Insekt zeigt auf seinem Rücken eine deutlich gezeichnete goldene Leier.

Ferner lebt hier die Spinne mit weißen Gelenken. Sie ist ansehnlich groß, und hat Stacheln an den Füßen, welche sie nach Willkühr in die Höhe richten, oder in einer Grube verwahren kann. Ihre Farbe ist kastanienbraun.

Auch hat man in den Wäldern merkwürdige Gewebe, vielleicht von derselben Spinne, gefunden. Diese Gewebe sieht man zwischen den Bäumen, gewöhnlich zwölf bis vierzehn Schritte weit ausgebreitet, und so fest ge-

woben, daß man sie nicht ohne beträchtliche Anstrengung zu zerreissen vermag. Oefters hat man auch dieses Gespinnste wie Kugeln zusammen gewunden gefunden, woraus sich, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, schließen läßt, daß es der Seide des Seidenwurmes gleich seyn möchte. Wenigstens hat es dieselbe Farbe, nämlich ein blasses Gelb. Auch hat man auf Büschen, an denen das Gewebe in Klumpen hing, eine dünne Hülse gefunden, fast wie die, in welcher der Seidenwurm sich einspinnt, nur an den Enden spitziger. Wenn man diese Hülse öffnete, so fand sich eine Quantität von der erwähnten Seide, worin eine Spinne eingewickelt lag.

Unter den Insekten gibt es ferner Skorpione, Mosquiten und Asseln. Letztere werden sehr groß, und sind sehr dunkel von Farbe.

Besonders merkwürdig sind aber drei verschiedene Arten von Ameisen, welche die hiesigen Landesstriche bewohnen:

Die erste Art derselben ist grasgrün von Farbe, lebt auf den Bäumen, und bauet dort Nester von verschiedener Größe; die kleinsten einer Faust, die größten eines Mannskopfes groß. Diese Wohnungen sind aus mehreren Baumblättern, deren jedes einer Hand breit ist, auf das künstlichste zusammen gefügt. Sie sind nämlich alle einwärts gebogen, und durch eine Art von Leim an den Rändern an einander gekittet, so daß sie die Gestalt eines Beutels annehmen müssen. Der Kitt, dessen sich das Insekt zu diesem Zwecke bedient, ist ein Saft, den

es bei sich führt, und welchen die Natur in seinem Körper zubereitet. Da die Reisenden, welche die Oekonomie desselben beobachtet haben, keine Gelegenheit fanden, den Anfang der Arbeit zu sehen, so war es auch nicht auszumitteln, wie die Ameisen zu Werk gehen mögen, um die Blätter zuerst nieder zu beugen, oder einwärts zu krümmen; jedoch an den bereits gebogenen, sah man Tausende mit vereinten Kräften die Blätter krumm erhalten, während daß im Innern derselben ein zahlreicher Haufe von Arbeitern beschäftigt war, die gekrümmten Ränder an einander zu fügen. Um sich davon zu überzeugen, daß die Blätter bloß durch die vereinten Kräfte der kleinen Künstlerinnen gebogen, und einwärts gehalten wurden, verjagte man sie von ihren Standplätzen, und sogleich nahmen die Blätter vermöge ihrer großen Schnellkraft ihre natürliche Lage wieder an; so, daß nur ein Augenzeuge sich davon überreden konnte, daß diese schwachen Thierchen lediglich durch Vereinigung ihrer Kräfte eine solche Elasticität hatten überwältigen können. Uebrigens ließ das, in seinem Baue gestörte, Insekt den Reisenden seine Wißbegierde nicht ungestraft auf seine Kosten vergnügen; denn er sah sich im Augenblicke von tausend kleinen Feinden angefallen, die ihn mit ihren Stacheln verwundeten, und ihm die heftigsten Schmerzen verursachten. Ihr Stich glich nämlich an Heftigkeit dem Stich einer Biene; doch dauerte glücklicherweise der dadurch erregte Schmerz nur wenig Augenblicke.

Zu dieser gesellt sich eine zweite Ameisenart. Sie ist ganz schwarz von Farbe, und in Ansehung ihrer Lebensart und des Baues ihrer Wohnungen nicht weniger

sonderbar

sonderbar als die erste. Sie wohnen nämlich im Innern der Aeste eines gewissen Baumes; aus welchen sie, bis zu den äußersten Spitzen der dünnsten Zweige hin mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit das Mark auszugraben wissen, so, daß der ganze Baum ausgehöhlt erscheint. Inzwischen verbleibt er in diesem Zustande eben so gesund und grünend, als ob er keine unsichtbare Ansiedelung enthielte. Der Wandrer, welcher diese in ihrem Innern belebten Bäume zum ersten Mahl erblickt, und einige Aeste derselben abbricht, erstaunt nicht weniger darüber, als ob er sich in einem bezauberten Hain befände; indem er aus den verletzten Zweigen Myriaden von Insekten hervorwimmeln sieht, welche den Störer ihrer Ruhe durch heftige Stiche bestrafen.

Eine dritte Art dieser Insekten bewohnt die Wurzel einer Pflanze, welche, gleich der Eichenmistel, aus der Rinde eines Baumes hervorsproßt. Diese Wurzel, welche etwa die Größe einer Rübe erreichet, wird von dem Insekte, seiner Absicht gemäß, gänzlich ausgehöhlt. Wird die Wurzel geöffnet, so findet man im Innern derselben unzählbar viele krumme Gänge ausgegraben, und in diesen innerhalb eine Wohnung zubereitet; alles sieht man von Ameisen erfüllt, und dessen ungeachtet scheint das Leben und das Wachsthum der Pflanze nicht im mindesten dadurch gefährdet. Alle Wurzeln dieser Pflanzenart, so viele sich derselben fanden, enthielten, wenn sie auch gleich nur von der Größe einer Haselnuß waren, eine zahlreiche Kolonie dieser Insekten. Die Ameise selbst ist sehr klein, und etwa nur halb so groß als unsere rothen Ameisen sind. Sie ist mit einem Sta-

Bayerische Staatsbibliothek München

chel bewaffnet, besitzt aber, wegen ihrer Winzigkeit, kaum Kräfte genug, den Stich desselben empfinden zu lassen; doch weiß sie den Verwüster ihrer Wohnung nicht weniger empfindlich für diesen Frevel zu züchtigen. Denn in dem Augenblick, wo er ihre Behausung nur anrührt, stürzt sich eine unglaubliche Menge dieser Insekten aus zahllosen Löchern hervor, überdeckt und läuft ihm an den unbekleideten Theilen des Körpers herum, welches eine kitzelnde Empfindung erregt, die unerträglicher fällt, als fast jeder andre Schmerz.

An Lebensweise diesen Ameisen verwandt, übertrifft sie doch die Termite an bewunderungswürdiger Einrichtung ihrer Gebäude. Diese Termiten sind mit den, in Afrika und Ostindien wohnenden, von gleicher Familie. Sie erbauen sich, gleich jenen, zweierlei Wohnungen; die eine hängt an den Aesten der Bäume, die andre hingegen steht auf der Erde. Das auf den Zweigen der Bäume erbaute Nest findet man gewöhnlich drei bis viermahl so groß als ein Mannskopf, und aus einer bröcklichen Masse verfertigt, welche, dem Anscheine nach, aus kleinen Pflanzentheilchen zusammen gesetzt ist, und durch eine leim- oder gummiartige Materie, die sich wahrscheinlich im Körper des Insektes selbst befindet, an einander gefügt seyn dürfte. Wenn man die äußere Rinde dieser Kugelwohnung zerstört, so zeigt sich eine große Zahl kleiner Zellen, die in mannigfaltigen krummen Linien, nach allen Richtungen hin, an der inneren Seite des Nestes umher gebaut, und ganz mit Bewohnern angefüllet sind. Diese kleinen Zellen sind durch Oeffnungen unter einander verbunden, so daß man vermittelst der

Bayerische Staatsbibliothek München

letztern aus einer Kammer in die andre, und selbst zu gewissen Ausgängen gelangen kann, welche zu andern Nestern hinführen, die sich auf demselben Baum befinden. Auch ist von einer jeden auf den Zweigen errichteten Wohnung ein breiter, bedeckter, im Innern hohler, Weg den Baum hinabwärts nach der Erde angelegt, welcher unter derselben weg nach einer zweiten Wohnung führt, die unten auf dem Boden erbauet ist.

Dieses kolossalische Gebäude ist fast immer an der Wurzel eines Baumes, doch nie unter dem gleichen Baume, auf welchem sich das andre Nest befindet, in Gestalt eines ungleichseitigen Kegels aufgeführt. Der Bau erreichet oft die Höhe von sechs Fußen, und hat an seiner Basis einen Durchmesser von gleicher Länge. Auch werden kleinere Wohnungen gefunden, welche alsdann gemeiniglich an den Seiten flach, und beinahe eben so gestaltet sind, wie jene Steine, welche, unter dem Nahmen der Druidensteine, in manchen Gegenden Englands vorkommen. Die äußere Seite dieser Erdwohnungen besteht aus einem wohl verarbeiteten Thone; inwendig sind diese Thonpyramiden ebenfalls mit kleinen Zellen angefüllt, welche aber nach außen nirgends eine Oeffnung zeigen; sondern bloß gegen einen hohlen Weg hin geöffnet sind, durch welchen die Termiten nicht nur zu jenen Nestern gelangen können, die von den Zweigen des Baumes herunter hangen; sondern derselbe Weg führt sie auch, längs der Wurzel, an dem Stamme jenes Baumes hinauf, in dessen Nachbarschaft das Nest auf der Erde erbauet ist; so daß sie sich überall bedeckt hinbegeben können. In diese, auf der Erde angelegten, Behält-

nisse mögen sich die Termiten etwa zur Winters = oder zur Regenzeit begeben, weil keine Nässe in dieselben einzudringen vermag; was sich hingegen mit den, auf dem Baum angelegten, Wohnungen nicht also verhält; denn obgleich auch diese unter dem Schutz irgend eines herabhängenden Zweiges angebracht sind, so ist doch die sie überziehende Rinde um vieles dünner, und aus Materialien verfertigt, welche dem Wasser nicht undurchdringlich sind.

Noch nennen wir unter den hiesigen Insekten zwei verschiedene Arten von Meerkrebsen, die sich in der ufernahen Gegend des Wendekreises häufig finden, und, ihrer schönen Färbung wegen, eine besondere Beschreibung verdienen. Die eine dieser Krebsarten ist mit den schönsten Farben geschmückt, die man sich nur denken mag. Der obere Theil des Körpers, wie die Füße, ist mit dem prächtigsten Ultramarin = Blau beglänzt, welches an den Füßen wie an allen Gelenken des Körpers in ein noch tieferes Dunkel von derselben Farbe spielt; der Unterleib dagegen ist von blendend weißer Farbe, und von so vollkommner Glätte, daß er an Weiße und an Glanz des Schmelzes völlig aus altem Chinesischen Porzellan gefertigten Vasen gleichet. Die andre Gattung dieser Krebse war gleichfalls mit dem glänzendsten Ultramarin=Blau geziert; doch etwas minder reich als die erste, dagegen auf dem Rücken mit drei braunen Flecken gezeichnet, welche einen sonderbaren Anblick gewährten.

Was die Luftwärme, den Druck und die Feuchtigkeit der Atmosphäre anlanget, so ergeben sich aus, in

der Nähe von Port-Jackson, während eines Jahres, angestellten Beobachtungen folgende Resultate.

Zu Ende des Januars war die Witterung schön, obgleich warm; See- und Landwinde weheten ziemlich regelmäßig. Im Februar war das Wetter schwül, mit Blitzen, Donnern und starkem Regen. So blieb es etwa vierzehn Tage lang, wobei nur selten eine sehr kurze Zwischenzeit von besserem Wetter Statt fand. Zu Ende des Monats ward es ruhiger, und es kamen nur selten Gewitter oder Regen. Im März war das Wetter veränderlich. Zuweilen kamen starke Windstöße aus Süden und Südosten, mit trübem und nebligem Himmel, wobei eine hohe See gegen die Küste rollte. Morgens und Abends war es jetzt ziemlich kalt. Im April war das Wetter fast eben so wie im März, nur noch veränderlicher. Einige Tage zeigte sich der Himmel bewölkt, und des Nachts fiel Regen. Die herrschenden Winde kamen aus Süden oder aus Südost; aber wenn der Wind sich nach Westen oder Nordwesten drehte, so ward das Wetter schön und angenehm, wobei häufig von der See und vom Lande her Lüftchen weheten. Die Morgen und Abende waren kalt; doch die Mitte des Tages, wenn kein Wind ging, sehr heiß. Zu Anfange des Mais gab es viel schlimmes Wetter, starke Windstöße von Süden bis nach Südost, gemeiniglich bei Nacht mit Regen begleitet. In der Mitte des Monats blieb einige Tage hinter einander das Wetter schön und ruhig, mit regelmäßigem See- und Landwinde. Gegen das Ende des Monats war der Wind meistens zwischen Südwest und Südost, das Wetter unbeständig, und des Nachts kamen

gemeiniglich Regenschauer. Am Tage war es meist windstill und warme Witterung. Zu Anfange des Juni war es schönes und angenehmes Wetter, mit Land- und Seelüften; von der Mitte bis zu Ende stürmische Witterung mit vielem Regen, wobei der Wind vorzüglich aus Südosten kam.

Der Juli fing eben so an, wie sich der vorige Monat endigte; mit ungestümem, regnichten Wetter. In der Mitte war es weniger windig, obgleich wolkig, dunkel und mit häufigen Regenschauern begleitet. Zu Ende des Monats war das Wetter bei westlichen Winden schön. Der August fing bei südlichen und südöstlichen Winden mit wolkigem Wetter und vielem Regen an. Die Mitte war gemäßigt und schön bei veränderlichen Winden; so blieb auch der letzte Theil des Monats. Im September war das Wetter bis etwa zum zwanzigsten wolkig mit häufigen Regenschauern; doch in dem letzten Theile des Monats kamen starke Windstöße aus der südöstlichen Gegend. Der Anfang und die Mitte des Octobers hatten gemäßigte Witterung mit wolkigem Himmel, sehr veränderlichem Winde und häufigen Gewittern mit Regenschauern. In dem letzten Theile des Monats war der Himmel hell, und das Wetter gemeiniglich schön, mit entferntem Donner und Blitz; einige Mahle mit heftigen Windstößen in der Nacht. Zu Anfange des Novembers war das Wetter bei Ostwind gemeiniglich wolkig und nebelig. Auch in der Mitte des Monats blieb der Himmel bewölkt, und es kamen öfters leichte Regenschauer mit Donner und Blitz, die bisweilen entfernt, zuweilen aber auch sehr nahe und heftig waren. Den letzten Theil des Monats

hindurch hatte man wolkiges und nebeliges Wetter, mit heftigem Donner, Blitz und Regen. Der Wind kam von Nordost bis nach Südost. Auch der erste Theil des Decembers war noch wolkig und nebelig, mit einigen Gewittern und leichtem Regen. In der Mitte des Monats herrschte eben das Wetter mit häufigen und leichten Regenschauern; zu Ende war es mäßig mit vielem Regen. Der Wind wehete hauptsächlich aus Norden und Nordosten. Während des ganzen Januars des folgenden Jahres war das Wetter wolkig und nebelig, mit leichten Regenschauern, und bisweilen mit entferntem Donner. Der Wind kam hauptsächlich aus Nordosten und Südosten, und während der Nacht weheten West- oder Landwinde. So die ein ganzes Jahr hindurch beobachtete Witterung dieser Erdstriche im Allgemeinen.

Merkwürdige meteorologische Erscheinungen im Einzelnen sind die glühend heißen Nord- und Nordwestwinde, und die verheerenden Gewitterstürme, welche nicht selten in dieser Gegend herrschen.

Erstere kommen über die ungeheuren und dürren Gebirge, welche die Grafschaft Cumberland im Westen umschließen, herüber, und statt sich dadurch zu verkühlen, treffen sie im Gegentheile, brennend und alles umher versengend, in jenem Landesstriche ein. Wo ihr Feuerhauch hintrifft, liegt alles weit umher in grauenvoller Zerstörung; Felder, wo noch vor wenig Augenblicken die Natur ihren Segen in üppiger Fülle ergossen, sieht man in Wüsten verwandelt; unter ihrem Wehen vertrocknen die

wasserreichsten Bäche und Brunnen; ihr Pesthauch tödtet Tausende verschmachtender Thiere.

Nicht minder fürchterlich sind die hier zu Lande herrschenden Gewitter. Oft beginnt der schönste Tag mit lieblicher Stille; der Himmel ist heiter, und sanft ausgegossen ruht der Spiegel des Meeres. Doch plötzlich erhebt sich der Wind, und stürmt in heftigen Stößen von Nordwesten her. Eine ungeheure Menge dicker, schwarzer Wolken werden durch die Winde über die blauen Berge getrieben, rollen an ihren Seiten herab, fluthen in mitternächtliches Dunkel zusammen, und ruhen, schwer mit Wasserdünsten beladen, fast auf der Oberfläche des Bodens. Erstickende Schwüle herrscht. Plötzlich öffnen sich die Wolken mit entsetzlichem Getöse, und die blendendsten Blitze verbreiten ihre schlangenförmigen Strahlen auf allen Seiten. Die Winde stürmen in fürchterlichen Stößen aus allen Punkten des Horizontes, und die Wuth des Orkanes nimmt mit jedem Augenblicke zu. Mit Hagel gemischte Regengüsse stürzen sich aus den Wolken herab. Dicker und schwärzer strömen unterdessen die Gewölke in einander, und umlagern rings den Himmel; fessellos heult der laute Aufruhr der tobenden Stürme; und unter schweren Eisstücken, die aus der Gewitternacht mit gräßlichem Getöse herunter fallen, sieht man weit umher die zerschmetterten Fluren vergraben. Jählings schwellen jetzt die wilden Berggewässer, und tosen mit grausem Tumult aus dem Innern der Berggegend hervor; die dem Anscheine nach verächtlichsten Bäche steigen hoch über ihre Ufer empor; stürzen aus ihrem Bette hinaus, und überschwemmen die Landschaft weit umher mit zerstörendem Ungestüme,

In den äquatornahen Gegenden von Neu-Süd-Wallis dürften sich die Schrecken dieser Stürme und erstickenden Winde leicht noch vermehren, und die, über die entglühten Sandmeere des Binnenlandes hinwehenden, Westwinde die Gluth des Dunstkreises um vieles erhöhen.

Dieß von dem geognostischen Anblick, von den beobachteten Naturerscheinungen, und von der Aufzählung und Beschreibung der Erzeugnisse dieses weitläufigen Kontinentes; wir wenden uns nun zur Schilderung der Landeseingebornen selber.

Betrachtet man diesen neuen Welttheil in Rücksicht der Verbreitung seiner Urbewohner, so scheint Menschenleere sein vorherrschender Charakter zu seyn. Der Grund dieser Menschenlosigkeit mag theils in der Beschaffenheit des Bodens, theils in der Lebensweise der, nomadisch in diesen Steppen und Wäldern umherschwärmenden, Jäger- und Fischerhorden liegen. Ob gleich im Ganzen ihrer Zahl nach geringe, dürften doch die Ufer- und Waldbewohner der Grafschaft Cumberland unter den kleinen, diese unermeßlichen Einöden durchirrenden, Völkerhorden noch am zahlreichsten seyn; minder beträchtlich ist die Menge der, über die weiter nordwärts ziehende Küste verbreiteten, Völkchen. So mochte die Horde, welche die Ufer des Endeavour-Revier bewohnt, als sie von Reisenden beobachtet wurde, in allem kaum zwanzig Mitglieder zählen. Dürfte man hingegen aus der Menge und der Ausdehnung der, zu häuslichem Gebrauche aufgeschürten, Feuer auf die Menge der Landeseinwohner

schließen; so möchte die, über die ufernahe Landschaft des Landes de Witt vertheilte kleine Völkerschaft etwas weniger arm an Individuen seyn. Wahrscheinlich ist auch die Küste des Landes der Endracht, zumahl in der die Seehundsbai begränzenden Gegend, von einer kleinen wandernden Völkerhorde besetzt. Die Uferstriche des Edels-Landes hat man, vom Schiff aus beobachtet, menschenleer gefunden. Dagegen scheint die Küstengegend des Löwinnlandes mit Bewohnern nothdürftig angefüllt zu seyn. Die ungeheure Uferstrecke des Landes Napoleon hat man, nach Beobachtung der zu häuslichen Bedürfnissen angezündeten Feuer, auf gleiche Weise nur schwach bevölkert gefunden. Dieselbe schwache Bevölkerung hat man in der Gegend des Portes Philipp, und des Westernportes wieder bemerkt. Weiterhin, in der, längs der Straße und aufwärts zur Botany-Bai hinziehenden, Küstengegend geht wahrscheinlich die Zunahme der Volksmenge in demselben steigenden Verhältnisse fort, als sich der Landesstrich der Grafschaft Cumberland wieder nähert.

Wie es in dem ungeheuren Binnenlande dieses, der Bevölkerung so ungünstigen, Welttheiles beschaffen seyn möge, läßt sich, ehe diese unermeßlichen Räume entdeckt, und näher untersucht sind, freilich nicht mit unwandelbarer Gewißheit bestimmen; doch dürfte diese weitgedehnte Länderstrecke sich in vielen Gegenden als dem Menschen ganz unbewohnbar zeigen, in andern, wo nicht völlig menschenleer, wenigstens doch nur nothdürftig bevölkert gefunden werden.

Wenn man die Körperbildung der Urbewohner dieses Weltstriches mit einem Blicke übersieht, so zeigen sich

wenigstens bei allen Küstenbewohnern Züge derselben Bildung. Wie die, an die Botany-Bai und den Port-Jackson gränzenden, Stämme sind alle übrigen, die weiter gegen Süden, gegen Norden und Nordwesten wohnen, offenbar von der gleichen Körpergestaltung.

Diese Menschengattung ist im Ganzen von mittlerer Größe; die Männer messen mehrentheils fünf Fuß, und sechs bis neun Zoll. Wenige sind wohl, die meisten sehr dünn und fein gebaut. Ihre Glieder, Arme, Beine und Schenkel sind kleinlicht und schlank. Diejenigen Stämme, welche die Wälder bewohnen, haben durchgängig längere Arme und Beine als die Küstenbewohner; was von der Gewohnheit auf Bäume zu steigen, um sich wilden Honig oder das fliegende oder sonst ein Beutelthier zu verschaffen, herrühren mag; so, wie überhaupt seine Lebensart in die Bildung dieses Völkerstammes übergegangen, und der Mangel an Nahrung die schwächliche zusammengezogene Gestalt desselben hervorgebracht zu haben scheint. Diese Mißbildung soll sich jedoch nicht auf die Gesichtszüge erstrecken; denn diese sind bei den mehrsten nichts weniger als unangenehm. Ihr Haar ist nicht wollig, wie bei den Negern, sondern wenn es gehörig ausgekämmt ist, ziemlich lang, stark und lockig, dabei durchgängig schwarz. Die Nasen sind mehrentheils platt, mit weitoffenen Löchern. Die Augen liegen tief im Kopfe, und sind mit dicken Braunen beschattet. Ihr Gesicht ist ungemein scharf, daß sie in der weitesten Ferne den kleinsten Gegenstand gewahren; außer dem tragen sie noch einen schmalen Streif von dem Fell eines Beutelthieres um den Kopf, den sie bis auf die Augenbraunen herun-

ter ziehen, wenn sie weit in die Entfernung sehen wollen. Sie haben dicke Lippen und einen ungeheuer weiten Mund, ihn aber mehrentheils mit zwei Reihen weißer gesunder Zähne besetzt. An vielen bemerkt man noch überdieß besonders hervorragende Kinnladen. Der Bartwuchs ist dick, schwarz und lockig. Ihre Hautfarbe ist ein schmutziges, ins Rußige fallendes Schwarz.

Die Weiber sind nicht so geschlank und hager wie die Männer, meist aber gut gewachsen, mehrere unter ihnen selbst von vorzüglicher Wohlgestalt. Ihre Gesichter sind zum Theil von einer sehr glücklichen Bildung. Die Haut ist bei vielen von so lichter Farbe, wie bei den Mulatten.

Sowohl Männer als Weiber öhlen sich die Haut mit Fischthran, oder reiben sie mit dem Fett der Thiere ein, die sie auf der Jagd erlegen; um sich gegen die schmerzhaften Stiche der Mosquiten und andrer Insekten zu schützen. Sodann bedecken sie sich noch mit allerlei Arten von Schmutz. Sand von dem Seestrande und Asche von den Feuern, bei welchen sie ihre Speise bereiten; alles hängt sich an ihre fettige Haut, welche sie niemals reinigen, außer wenn sie der Mangel an Fischen nöthigt, ins Wasser zu tauchen. Daher sind sie auch am ganzen Leibe mit einer Schmutzrinde dergestalt überzogen, daß ihnen dieselbe gleichsam zur Kleidung dient. Auch trägt diese Schmutzhülle nicht wenig dazu bei, ihre eigentliche Hautfarbe in ein negerähnliches Schwarz zu verwandeln. Das Oehl und Fett, mit den Ausdünstungen ihres Körpers verbunden, verbreitet einen unerträgli-

chen Gestank um sie her. Mittelst des gelben Gummi befestigen sie in ihren Haaren die Vorderzähne des Kanguru, Haifischzähne, die Kiefern großer Fische, Menschenzähne, Stücke Holz, Vogelfedern, Hundsschwänze, und Menschenzähnen nicht unähnliche Fischgräten. Die Bewohner des südlichen Ufers der Botany=Bai theilen die Haare in kleine Streifen, und kleben diese mittelst eines Harzes zusammen, so, daß sie ihnen in der Gestalt von kleinen Schwänzen um den Kopf her hangen. Ein andrer Theil des Putzes besteht bei den Landeseinwohnern darin, daß sie den Knorpel, welcher die Scheidewand beider Nasenlöcher bildet, durchbohren, und auf eine sonderbare, sie äußerst entstellende, Weise einen Knochen, ein Stück Holz oder auch dünnes Rohr oder Binsen hindurch stecken. Dieser Zierath ist übrigens, wenn er aus Holz oder Knochen verfertigt, eines guten Fingers dick, und gewöhnlich fünf bis sechs Zoll lang; so, daß er quer über das ganze Gesicht hinweg reichet, und beide Nasenlöcher dergestalt verstopft, daß sie den Mund weit aufgesperrt halten müssen, um Athem zu schöpfen. Haupt= wie Barthaar lassen die mehrsten ungehindert wachsen; daher beide, weil sie kein Mittel kennen sie in Ordnung zu halten, gewöhnlich dickbuschicht, verworren und zusammen gefilzt sind. Andre hingegen wissen beide durch Absengen kurz zu halten. In der Gegend des Portes Philipp fand man selbst mehrere, welche sich den Bart mit einem scharfen Instrumente, etwa mittelst einer Muschelschale, dicht an der Haut abgeschnitten hatten. In dieser Gegend lassen sie sich auch Löcher in die Ohren stechen, ohne daß man jedoch in diesen Oeffnungen Ohrgehenke bemerkt. Allgemein scheint übrigens bei den Män=

nern die Sitte zu herrschen, sich des rechten Vorderschneidezahns in der obern Kinnlade zu berauben. Dagegen fehlen den Frauen gemeiniglich zwei Glieder an dem kleinen Finger der linken Hand.

Bei Männern sowohl als Weibern sieht man die Brust, Arme und Rücken mit Einschnitten verziert, welche sie sich mit Stücken von Muschelschale machen. Indem man diese Einschnitte eine Zeit über offen erhält, tritt das Fleisch über die Wunde hervor, und bildet, wenn es in der Folge mit Haut überzogen wird, eine erhabene Naht oder Narbe. Diese Schwielen sind zum Theil von auffallender Beschaffenheit. Denn nicht selten ist die Haut etliche Zoll weit von dem Fleische empor getrieben, so, daß sie das Ansehn erhalten, als ob sie mit Wind angefüllt wären, und eine rundliche Fläche von mehr als einem Viertelzolle im Durchmesser bilden. Selbst der Kopf bleibt nicht immer mit dieser seltsamen Verzierung verschont. Bei besonderen Veranlassungen pflegen sie sich auch mit rother und weißer Erde zu beschmieren; mit ersterer, wenn sie sich zum Kampfe rüsten, und mit letzterer, um sich zu ihren friedlichen Tänzen zu schmücken. Einige scheinen bei dieser Bemahlung des Körpers eine gewisse Symmetrie zu beobachten; andre aber auf Ebenmaß und gefällige Form gar keine Rücksicht zu nehmen. Manche pflegen sich von der rothen Farbe große Flecken auf die Schultern und die Brust zu schmieren, und von der weißen kleine Schönfleckchen auf das Gesicht zu legen, und ziehen um jedes Auge einen breiten Kreis. Verschiedene haben auch quer über die Stirn einen horizontalen Streif. Ueber dieß sind bei vielen die Arme,

Beine und Lenden mit schlängelnden Linien bezeichnet. Wieder andre haben schmale weiße Streifen rings um den Körper, und eine breite Linie in der Mitte des Bauchs und des Rückens. Bei manchen sieht man breite Streifen quer über den Körper hinunter laufen, so, daß es in einiger Entfernung scheint, als ob sie Degengehänge trügen. Diese meist weiße Farbe gibt ihnen ein scheußliches Ansehen. Besonders häßlich nehmen sich die großen weißen Ringe um die Augen auf dem schwarzen grausen Gesichte aus. So, daß sie in einiger Entfernung ganz genau wandelnden Todtengerippen gleichen. Die rothe Erde, deren sie sich zu dieser Mahlerei bedienen, ist eine Art von Ocher; die andre hingegen ein feiner Pfeifenthon. Außer diesen Zierathen tragen mehrere auch Halsbänder, die aus sehr artig geschnittenen, und an einander gereiheten Muscheln bestehen; deßgleichen Armbänder von kleinen Schnüren, die zwei bis drei Mahl um den Obertheil des Arms gebunden werden; oder auch eine aus Menschenhaaren gefertigte Schnur, die ungefähr von der Dicke eines Zwirnsfadens ist, und um den Unterleib gewunden wird. Sodann schmücken sich noch andre mit Brustgehängen von Muschelschalen, die vom Nacken quer auf die Brust herunter hängen.

Die wenigen Kleidungsstücke, womit sie sich zum Theil gegen die Kälte schützen, sind, in der Gegend des Portes Philipp, ein viereckiger Mantel von den Fellen des Beutelthieres, welche sehr sauber an einander genähet sind, und den sie nachlässig über die Schultern werfen. Die glatte Seite dieses Mantels ist einwärts gekehrt, und mit allerlei Parallellinien bezeichnet, welche

Quadrate oder auch längliche Vierecke und dergleichen Figuren, zuweilen auch menschliche Gestalten als Tänzer und Tänzerinnen vorstellen sollen. Die Bewohner des Portes Jackson, scheinen sich, ob sie gleich sehr empfindlich gegen Regen und Kälte sind, doch noch auf keine Weise dagegen schützen zu können. So hat man bei Gelegenheit eines Platzregens bemerkt, daß sie die Köpfe mit Stücken Baumrinde bedeckt, und sehr stark gezittert haben.

Ihre Wohnungen sind die rohesten, welche man sich nur vorstellen kann. Die Anwohner der Küste lagern sich häufig in Felsklüften, welche sich in der ufernahen Gegend, wie auch in der innern Landschaft, in großer Menge finden. Diese Höhlen erblickt man meist in Felsen, welche aus einem sehr weichen, und daher leicht verwitternden, Sandsteine bestehen. Man findet sie nicht selten von beträchtlicher Größe, so, daß sie bequem vierzig bis funfzig Menschen zu beherbergen vermögen. Gemeiniglich suchen die Wilden in ihnen gegen den Regen und die Kälte Schutz; wo sie, um sich ihren Aufenthaltsort angenehmer zu machen, gewöhnlich Feuer anzünden, ehe sie sich zum Schlafen niederlegen. Hierdurch wird der Felsen rings umher dergestalt erhitzt, daß er gleich einem Ofen ihnen eine lange Zeit über Wärme gewähret. Nach dieser Vorkehrung werfen sie sich auf ein wenig Gras, welches sie zuvor ausgerupft, und getrocknet haben, nieder zur Ruhe. Außer diesen Felsenwohnungen erbauen sie auch Hütten. Die Hütten der Waldbewohner sind aus einzelnen, vier bis sechs Fuß breiten, Stücken Rinde zusammen gesetzt, die, so wie sie frisch vom Baume genommen,

men, in der Mitte gekrümmt, und in einem spitzen Winkel mit beiden Enden auf die Erde gestellt werden, so, daß sie mit einem, an beiden Rändern den Boden berührenden, Scheuerdache die größte Aehnlichkeit haben. In einer solchen Hütte findet nur eine, höchstens zwei, Personen Raum.

An der Seeküste sind die Hütten größer, doch gewöhnlich kaum so hoch, daß ein Mensch aufrecht darin sitzen kann, aber nicht so groß, daß er sich darin seiner ganzen Länge nach ausstrecken könnte; er möchte dieß auch gleich in die Länge oder in die Quere einer solchen Hütte zu bewerkstelligen suchen. Sie sind aus biegsamen Baumzweigen, die etwa eines starken Fingers dick seyn mögen, errichtet. Diese werden bogenförmig gekrümmt, mit den beiden Enden in die Erde gesteckt, und alsdann mit Palmblättern und großen Stücken von Baumrinde bedeckt, so daß die ganze Wohnung von Form und Ansehn einem Backofen gleichet. An dem einen Ende befindet sich eine große Oeffnung, welche die Stelle der Thüre vertritt. Meist wird das Feuer diesem Ausgange gerade gegenüber angezündet. Unter diesen Schauern oder Wetterschirmen liegen ihre Bewohner in einer meist gekrümmten Stellung, daß die Füße beinahe den Kopf berühren. In dieser erbärmlichen Lage mögen vier bis fünf Personen Platz darunter finden. So sind die Hütten, welche man in der südlichern Gegend des Portes Jackson findet; weiter gegen Norden, und je wärmer der Himmelsstrich wird, desto schlechter und mit weniger Sorgfalt sieht man auch diese Wetterschirme erbaut. Sie bestehen zwar in der nördlichen Gegend gleichfalls aus

schwanken Ruthen, und sind mit Baumrinde gedeckt; jedoch hält keiner derselben mehr als vier Fuß in die Länge, und die vordere Seite derselben ist gänzlich offen gelassen. Die verschlossene Seite ist allezeit gegen den Wind gerichtet, und dieser gegenüber wird zu häuslichen Bedürfnissen, zum Schutz gegen die Nachtkälte, oder wider die Mosquiten ein Feuer angeschürt. Wahrscheinlich werden seine Bewohner von diesem Windschirme nur bis zur Hälfte des Körpers bedeckt, und strecken, wenn sie mit dem Oberleibe hineingekrochen, die Füße zur Oeffnung gegen das Feuer heraus. Diese Hütten werden jederzeit da erbaut, wo ihre Bewohner derselben bei ihrer wandernden Lebensart eben benöthigt sind; denn sie bleiben nur so lange an einem Orte, als sie an demselben einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln finden; werden diese selten, so ziehen sie weiter, und lassen die Wohnungen dahinten. Wenn sie auf der Wanderung selbst begriffen sind, und nur eine kurze Zeit an einem ihrer Lagerplätze zu übernachten gedenken; so lagern sie sich unter freiem Himmel, und statt alles Obdaches dient ihnen alsdann bloßes Buschwerk oder auch Gras zur Bedeckung.

Auf dem festen Lande sind die Schlafhütten immer auf der Wetterseite wohl bedeckt, und die Thür ist stets auf der dem Wind entgegen stehenden Seite geöffnet. Auf den nahen Inseln hingegen ist es grade das Gegentheil; denn dort sind die Hütten alle Mahl nach der Seite hin offen, von wannen der Wind herkommt. Woraus sich mit gutem Grunde folgern läßt, daß in der milden Jahreszeit, während die See ruhig ist, und diese, wie die Witterung, ihnen erlaubt, auf die Inseln überzugehen,

es so warm seyn müße, daß die Bewohner dieser Hütten dem Winde gern den Zugang verstatten.

Ihr Hausgeräthe ist äußerst einfach und von geringer Erheblichkeit. Die wichtigsten Stücke desselben sind Gefäße, welche zur Herbeischaffung und Aufbewahrung des Wassers dienen. Sie sind meist aus Baumrinde gefertigt, die beiden äußeren Enden dieser Rinde sind jegliches mit einem jungen Reise zusammen gebunden, und dieses nicht abgeschnitten, damit sie zugleich als Handhaben dienen können. Noch andre dieser Wassergefäße sind aus dem Knorren eines ausgehöhlten Baumes gemacht. Außer dem findet man gewöhnlich noch netzförmig gestrickte Säcke, welche aus Bindfaden, der wahrscheinlich aus den Fasern der Flachspflanze bereitet ist, verfertigt werden. Diese Netze sind aus künstlich in einander geschlungenen Oehsen geknüpft, welche auf eben die Art verfertigt sind, wie der Grund der Kanten. Dieses Sacknetz hängt ihnen mittelst einer dünnen Schnur auf den Rücken herunter. Der Inhalt desselben besteht meist aus ein Paar Stücken Schminke, etwas Harz, etlichen Angelhacken und Angelschnüren, ein Paar Muschelschalen zu Angelhacken, einigen Spitzen für Wurfspieße, und etlichen andern Stücken ihres gewöhnlichen Putzes. Auch findet man in ihren Hütten steinerne Aexte, welche ihnen zum Besteigen der Bäume, zum Holzfällen, und zur Verfertigung ihrer Geräthschaften dienen. Diese Aexte sind aus einem sehr harten schwarzen Kieselsteine verfertigt, der an dem Ende zu einer Schneide zugeschliffen ist. Der Helm besteht aus einem Stücke elastischen Holzes, welches aufgespalten, und rings um die Mitte des Steines

gebogen, und, wenn die beiden Enden zusammen gebracht sind, mit Streifen von Baumrinde fest gebunden wird. Noch haben sie Körbe, welche aus einem einzigen Stücke brauner faseriger Rinde bestehen. Die Rinde wird zu diesem Zwecke ganz vom Baume abgelöset, an beiden Enden in Falten zusammen gezogen, und durch biegsame Ruthen, aus welchen auch der Henkel besteht, an einander befestigt. Diese Körbe sind zum Theil mit gelbem Gummi belegt; sie scheinen also, wie das oben erwähnte Gefäß, bisweilen zum Wasserholen zu dienen.

Die Anwohner der Küste leben großentheils von Schalthieren und Fischen; daher die Eingebornen der südlichern Landesstriche in den Wintermonaten, im Juni, Juli, August und einem Theile des Septembers, als in welchen es sehr wenig Fische in ihren Meeren gibt, oft großen Mangel an Nahrung leiden. In der heißen Jahrszeit hingegen sind sie in den kleinen Buchten und Vertiefungen des Portes Jackson wie der übrigen großen Meeresbusen sehr häufig zu finden. Vorzüglich reich ist ihre Aernte, wenn ein Wallfisch an die Küste getrieben wird. Dann sieht man alle Bewohner der Gegend beschäftigt, ihn in große Stücke zu zerlegen, und von dannen zu schleppen. Außer den Fischen essen sie auch wild wachsende Yam-Wurzeln. Sie rösten auch die Wurzel des Farnkrautes, deren sie sich statt des Brotes bedienen. Ferner eine andere Wurzel, deren Pflanze zur Zeit noch unbekannt ist. Unter den Früchten, welche sie genießen, ist auch eine Art von wilden Feigen. Noch essen sie die Kerne einer Frucht, welche einer Ananas gleichet. Diese Kerne erregen, wenn man sie ohne Zubereitung genießt,

heftiges Erbrechen; indessen mögen die Eingebornen wohl die schädlichen Eigenschaften derselben auf eine ähnliche Art vertreiben, wie man es bei der Kassada beobachtet. Noch gehört zu ihren Nahrungsmitteln der Wurm Cabra, der sich im Holze erzeuget, welches lange im Wasser liegt.

Die Waldbewohner müßen sich ihren Lebensunterhalt mit größerer Mühe und Anstrengung erwerben, und zu dem Ende mit der größten Anstrengung und Gefahr die höchsten Bäume besteigen, um dort ein Beutelthier oder einen Vogel zu erhaschen. Zuweilen glückt es ihnen auch in Fallen Vögel oder ein vierfüßiges Wild zu fangen. In den Lachen und stehenden Seen der Wälder fischen sie auch, besonders fangen sie Aale, indem sie ausgehöhltes Holz ins Wasser werfen, in welches die Aale kriechen. Viele nähren sich auch, zumahl zur Zeit des Mangels, von einem Gemengsel, welches aus den Wurzeln des Farnkrautes, aus Raupen vom Gummi-Baum, aus Ameisen und Ameiseneiern besteht. Außer dem sind Banksien und von Zeit zu Zeit etwas wilder Honig, alles was sie in ihren Wäldern Eßbares finden.

Die Speisebereitung der Landeseinwohner besteht im Rösten oder Braten. In ihren Bothen haben sie gewöhnlich auf einem Haufen Wasserpflanzen oder Sand ein Feuer angezündet, an welches sie ihren Fang ein Paar Minuten lang werfen, bis er etwas warm geworden, und die Außenseite in etwas gebraten ist; worauf sie ihn noch halb roh nebst Schuppen und Eingeweide gierigst verschlingen. In ihren Hütten zünden sie zu

dem Ende am Eingange, wohl auch in der Mitte derselben, ein Feuer an, auf welches sie die Fische legen. Oft sieht man sie, wenn eine Seite etwas gebraten ist, dieselben auf die andere Seite umkehren, und während sie auf dieser braten, auf der entgegengesetzten davon essen. Die Würmer, welche aus einer klebrigen Masse bestehen, werden ebenfalls am Feuer gebraten, wo sie eine Consistenz erhalten, daß sie dem Rückenmark der Thiere nicht unähnlich sind. Auch soll dieses Gericht im Geschmacke dem Mark noch vorzuziehen seyn. Wenn sie eben kein Feuer zur Hand haben, so sieht man sie diese Würmer auch wohl roh genießen. Das Fleisch der Thiere wird auf eine ähnliche Weise auf Kohlen geröstet.

Beim Fischfang bedienen sich die Männer einer Fischgabel oder eines zackigen Speeres; die Weiber hingegen der Angel. Die Fischgabel wird von dem leichten, schilfartigen, aus dem gelben Gummi-Baume hervorwachsenden Stängel verfertigt. Der Schaft derselben ist aus zwei Stücken, einem großen und einem kleinen, zusammen gesetzt, welche beide durch Gummi verbunden sind; die Spitze hingegen besteht aus vier kleinen Stöckchen. Diese werden durch Gummi an den Schaft gekittet, und sind oberwärts durch Streifen von Baumrinde mit einander verbunden, welche nachher durch kleine, in das Band getriebene Keile fester angezogen werden. Jeder der kleinen Stöcke ist an der Spitze mit einem sehr scharfen Fischzahne bewaffnet, der ebenfalls wieder durch ein Stück Gummi befestigt ist. In dem Schafte dieses Instrumentes sind an verschiedenen Stellen sehr kleine Löcher eingebohrt, welche bis an das Mark in der

Mitte desselben reichen. Der Nutzen derselben ist unbekannt. Die Haken ihrer Angeln sind zum Theil aus einer harten, schwarzen, holzartigen Substanz verfertigt, sehr zierlich gearbeitet und am Ende mit einem kleinen Knopfe versehen, daß man sie desto besser an der Angelschnur befestigen könne. Die Schnüre scheinen aus der zähen und faserigen Rinde verschiedener Bäume verfertigt zu seyn, die, wenn sie eine Zeit lang zwischen zwei Steinen geklopft worden ist, den Fasern eines alten Seiles sehr ähnlich wird. Diese Rinde wird gesponnen, dann werden zwei Fäden davon hart und sehr gleichförmig zusammen gedreht, und mit einer fettigen Substanz schwarz gemacht. Die auf diese Weise verfertigte Schnur hat etwa die Feinheit von grob gesponnener Seide. Andere Angelschnüre scheinen aus Thierfell, wieder andere aus einer baumwolleähnlichen Materie gefertigt zu seyn. Außer diesen hölzernen, haben sie noch andere Angelhaken von Perlmutter, oder auch aus dem innern Spindelgewinde irgend einer Schnecke gefertigt, und bloß auf der einen Seite etwas platt geschliffen. Zuweilen, jedoch selten, werden auch die Krallen von Vögeln, von Habichten und andern zu diesem Zwecke gebraucht. Ihre Fischnetze sind nur klein, und gleich den, oben beschriebenen, Beutelnetzen beschaffen. Der Bindfaden, aus dem sie geschlungen sind, scheint mit sehr geringer Vorbereitung aus den Fasern der Flachspflanze gefertigt zu seyn. Er ist sehr stark, schwer und so außerordentlich gut gedreht, daß er dadurch das Ansehen der besten Peitschenschnur erhält. Die Maschen dieser Netze bestehen aus künstlich geschlungenen Oehsen, welche aber nicht durch Knoten in einander geknüpft sind. Diese eigenthümliche Art, womit

die Oehsen gewirkt sind, macht das Gewebe dieser Netze dem Grunde von Kanten sehr ähnlich, außer daß der Faden nur ein Mahl umgeschlagen ist, da er bei den Kanten zwei Mahl umgeschlungen wird. Diese Netze werden entweder dazu gebraucht, die Fische damit ans Land zu ziehen; oder sie mögen auch dienen, die gefangenen darin wegzutragen. Noch finden sich bei ihnen kleine Reifnetze, in welchen sie Meerkrebse und Hummer fangen.

Die Kanots der Eingebornen scheinen bloß zum Fischfange zu dienen, und sind sehr roh und ohne alle Kunst verfertigt. In den südlichen Gegenden werden sie lediglich aus einem Stücke Baumrinde gemacht, das etwa zwölf Fuß lang, an den Enden zusammen gebunden, und in der Mitte durch kleine Stöcke aus einander getrieben wird, um beide Seiten in der gehörigen Weite von einander zu entfernen. So elend diese Kähne aber auch immer seyn mögen, so sind sie doch im Stande, zwei bis drei Personen zu tragen. In seichtem Wasser werden sie mit Stangen fortgestoßen, wo es etwas mehr Tiefe hat, bedient man sich flacher Ruder; diese sind etwa achtzehn Zoll lang, und der Schiffende hält deren zwei, in jeder Hand eines, und rudert den Kahn von beiden Seiten. In dem Jarvis-Sunde, südwärts von der Botany-Bai, rudern die Wilden ihre Kanots gelegentlich auch mit den Händen, wobei sie ziemlich schnell von der Stelle kommen sollen. Dabei wissen sie mit vieler Geschicklichkeit zu bewirken, daß der Nachen bald mehr bald minder tief im Wasser geht. Zu dem Ende spritzen sie mit den Händen eine größere oder geringere Menge Was-

ser hinein, die sie nachher mittelst einer kleinen Kürbiß-flasche rücklings, und ohne sich einmahl umzusehen, sehr behende wieder ausschöpfen. Troß ihrer elenden Beschaffenheit gewähren diese Fahrzeuge den Wilden, für den Gebrauch, welchen sie davon machen, den größten Vortheil. Sie können, da sie nur wenig tief im Wasser gehen, in denselben die seichtesten Stellen, als Schlammbänke und dergleichen, beschiffen, und dort nach Bequemlichkeit Schalthiere einsammeln. In diesen Kähnen findet sich auf einem Haufen Sand oder auf einem Büschel Seegras allezeit ein Feuer, welches, wie bereits erinnert ist, dazu dienet, um ihren Fang dabei zu rösten.

Weiter gegen Norden werden die Kanots von besserer Bauart, und aus dauerhafteren Materialien verfertigt, gefunden, als in den südlichen Gegenden. Hier werden sie nicht mehr aus Rinde, sondern aus dem Stamm eines Baumes erbaut, der aller Wahrscheinlichkeit nach durch Feuer ausgehöhlt worden ist. Sie sind ungefähr vierzehn Fuß lang, aber von großer Schmalheit, und daher, das Umschlagen zu verhüten, mit einem Ausleger versehen. Diese Kähne werden mit langen flachen Rudern fortgetrieben, die von der gewöhnlichen Form und Größe sind; so, daß der Ruderer, sie zu regieren, sich beider Hände bedienen muß. Obgleich diese Fahrzeuge um vieles besser sind, als jene, aus bloßer Rinde bestehenden, so sind sie doch an der äußeren Seite ganz roh und völlig unbearbeitet gelassen, als ob gar kein Werkzeug dabei angesetzt worden wäre. Nur daß am Hinter- und Vordertheile das Holz des ausgehöhlten Stammes an beiden Seiten ein wenig höher gelassen worden, als an dem übri-

gen Borte; so, daß der Rand des Kahnes dort mehr, als gegen die Mitte zu, hervortritt. Diese Erhöhung sieht dem Ende einer Planke ähnlich. Die Seitenwände des Fahrzeugs sind übrigens ziemlich dünn ausgearbeitet; allein wie seine Erbauer dieses bewerkstelligen, oder wie sie den Baum selbst fällen mögen, war nicht in Erfahrung zu bringen. Die eben beschriebenen Kähne mögen etwa vier bis fünf Personen tragen. Uebrigens scheinen mehrere Umstände anzudeuten, daß, außer den hölzernen, auch die aus Rinde gefertigten in der nördlichen Gegend im Gebrauche sind.

Was den Fang der Fische selber betrifft, so bedienen sich die Männer bei demselben meist des Fischspeeres oder der ein, zwei, drei auch vierzackigen Gabel, in deren Gebrauche sie außerordentlich geübt sind. Dieses Werkzeug, welches neun bis zehen Fuß lang ist, kann, je nachdem das Wasser weniger oder mehr Tiefe hat, durch verschiedene Ansätze verkürzt oder verlängert werden. So bald sie nun eines Fisches ansichtig werden, so folgen sie ihm im Kanot oder in der Nähe des Ufers von einer Klippe zur andern, bis sie Gelegenheit finden, ihn zu treffen, indem sie stets mit unverwandten Blicken das Auge nach ihm gerichtet haben, und mit der größten Geschicklichkeit, auf der Spitze einer scharfen Klippe stehend, sich im Gleichgewichte zu erhalten wissen, ob ihnen gleich das Wasser nicht selten bis über die Knie geht. Nicht so bald haben sie die Gelegenheit ersehen, als sie dem Fisch die Gabel in den Leib stoßen, daß sie auf der andern Seite wieder hervor dringt, und ihn so aus dem Wasser ziehen. Diese Art des Fischfanges erfordert vie-

te Uebung und eine ungemeine Schärfe der Sehorgane, da der Fisch, weil sein Körper einen nur kleinen Raum einnimmt, und über dieß dem Fischer meist nur die schmale Fläche seines Rückens darbietet, nur mit vieler Mühe zu treffen ist. Bei schönem Wetter sieht man wohl auch einen Wilden quer über einem Kahne mit dem Gesicht im Wasser liegen, wobei er seine Fischgabel eingetaucht hat, und in Bereitschaft ist, damit zuzustoßen. So liegt er ohne alle Bewegung, und kann, da sein Gesicht ein wenig unter der Oberfläche eingetaucht ist, die Fische deutlich sehen, woran ihn, wenn er mit dem Gesichte außerhalb des Wassers wäre, die von jedem Winde verursachte zitternde Bewegung der Oberfläche desselben verhindern würde. So bald er nun gewiß ist, daß er den Fisch erreichen kann, so verfehlt er auf diese Art seine Beute selten. Eine dritte Art besteht in dem Fischen mit der Angel. Wenn sie bemerken, daß ein Fisch an den Köder angebissen hat, und sie glauben, daß er zu stark sey, um ihn mit der Leine ans Land zu schleudern; so wird das Kanot dem Ufer zu gerudert. Während daß nun ein Mann den Fisch sachte fort zieht, steht ein andrer bereit, mit einer Gabel nach ihm zu werfen, wobei er fast immer gewiß ist, sein Ziel zu treffen.

Die Schildkröten werden auf eine etwas verschiedene Weise gefangen. Man hat hierzu ein eigenthümliches und besonders eingerichtetes Instrument. Dieses besteht in einem hölzernen Nagel, der etwa einen Fuß lang, und mit tüchtigen Widerhacken bewaffnet ist. Zu diesem Nagel gehöret ein Stock, der aus leichtem Holze gefertigt, ungefähr von der Dicke des Vorderarmes am Hand-

gelenke, und sieben bis acht Fuß lang ist. Das untere Ende dieses Stockes ist bis auf eine gewisse Tiefe cylinderförmig ausgehöhlt, so, daß der vorgedachte Nagel, gleichsam wie eine Spindel in der Mutter, in diese Höhlung paßt. Von einer drei bis vier Klafter langen Schnur ist das eine Ende an den Nagel, das andere aber an den Stock gebunden; daß auf diese Weise beide mit einander zusammen hängen, indeß doch jedes frei für sich wirken kann. Soll nun das Werkzeug gebraucht werden, so wird der Nagel in den hohlen Theil des Stockes hinein gesteckt. Ist dann das Thier damit getroffen, so bleibt der Nagel mittelst des Widerhakens in ihm stecken; der Stock aber fährt hinweg, und da er an der Schnur befestigt ist, so dient er zu einem schwimmenden Anzeiger, wodurch man der Schildkröte auf der Spur bleiben kann; auch hilft er das Thier ermüden, bis man es mit den Kanots einzuholen, und ans Land zu ziehen vermag. Auch sieht man die Männer öfters nach Schalthieren untertauchen, welche sie von den Felsen in der Tiefe ablösen. Bei dieser Gelegenheit sollen sie nicht selten von einem Felsen in die Brandung springen, und eine geraume Zeit unter dem Wasser bleiben. Wenn sie dann wieder zum Vorscheine kommen, so werfen sie ihren Fang ans Ufer, wo bereits jemand in Bereitschaft steht, ihn in Empfang zu nehmen, und an einem, zu dem Ende angezündeten, Feuer zu rösten.

Die Weiber sind in ihren Kanots ebenfalls häufig mit dem Fischfange beschäftigt; sie fischen bloß mit der Angel. Sie pflegen bei diesem Geschäfte zu singen, und mit unter Muscheln und Fische zu käuen, welche sie in

Wasser speien, die Fische durch diesen Köder anzulocken. Zugleich mit der Mutter sieht man nicht selten zwei bis drei Kinder in dem elenden Bothe, dessen höchster Theil nicht sechs Zoll über das Wasser hervorsteht, und beinahe den Rand einer Brandung streift, welcher sich der beherzteste Seemann in einem sichern lenksamen Fahrzeuge nur mit Vorsicht genähert haben würde. Das jüngste Kind liegt bei dieser Beschäftigung, falls es noch sehr klein ist, quer über den Schooß der Mutter, ob gleich diese in voller Arbeit begriffen ist, ohne Gefahr aus demselben heraus zu fallen. Sie sitzt nämlich auf dem Boden des sehr flachen Kahnes, und hält die Knie gegen die Brust heraufgezogen; so, daß das Kind zwischen den Knien und dem Leibe vollkommen sicher liegt.

Die Waldeinwohner gewinnen ihren Lebensunterhalt meist mit der Jagd, welche zu gewissen Jahreszeiten, wo das Kanguru und andre Didelphis-Arten in Menge vorhanden sind, ihnen einen reichlichen Unterhalt gewähren. Doch pflegen auch die Uferbewohner sich auf diese Weise in den Wäldern zu beschäftigen. Da die Stämme der größten Bäume in der Mitte größtentheils ausgefault und hohl sind, so pflegen jene Thiere, wenn sie verfolgt werden, häufig in die Höhlung eines solchen Baumes zu flüchten. Um ihrer nun habhaft zu werden, klimmt einer der Jäger selbst an dem geradesten und höchsten Baume mit vieler Gewandtheit und in der größten Geschwindigkeit, öfters in einer Höhe von vierzig Fußen, bis zu den untersten Aesten des Wipfels hinan; indem er mit seiner Axt, oder Mogo, stufenähnliche Einschnitte macht. Die beiden ersten nämlich noch auf dem Boden

stehend, die übrigen aber im Hinaufsteigen, und in solchen Entfernungen von einander, daß, wenn beide Füße in den Kerben ruhen, der rechte beinahe der Mitte des linken Schenkels gegenüber steht. Will der Jäger einen Schritt höher hinan steigen, so hält er die Axt im Munde, um sich beider Hände bedienen zu können. Während daß er die Einschnitte macht, ruht das Gewicht seines Körpers bloß auf der großen Zehe. Auch die Finger der linken Hand fassen in eine Kerbe, die an der Seite des Baumes eingehauen wird, wenn er zu dick ist, als daß er mit dem linken Arme hinlänglich umfaßt werden könnte. Diese Kerben werden übrigens nicht viel über einen Zoll tief in die Rinde eingehauen. Oben auf der Spitze, oder wo sich sonst ein Ausgang findet, durch welchen das Thier entfliehen könnte, setzt er sich mit einer Keule oder mit einem Stocke bewaffnet nieder. Inzwischen zündet ein anderer in der unteren Oeffnung ein Feuer an, und erfüllt dadurch die Höhlung des Baumes mit Rauch. Das geängstigte Thier ergreift nun die Flucht, und versucht es, auf- oder niederwärts zu entkommen. Doch wohin es seinen Weg auch nehme, so ist es immer zu einem gewissen Tode; nur selten gelingt es einem oder dem andern der Gefahr zu entgehen. Auch findet man zuweilen plumpe Fallen oder Schlingen aufgestellt, worin sie ebenfalls vierfüßige Thiere und Vögel fangen. Findet sich aber eine zahlreichere Gesellschaft von Jägern beisammen, so setzen sie das Land wohl auch in einem Umfange von mehreren Meilen in Feuer. Und zwar deßwegen, um die Thiere aufzuschrecken, welche sich in dem in Brand gesteckten Bezirke befinden; wobei sie den auch der Gelegenheit wahrnehmen, viele derselben zu tödten.

Diese Feuer, welche besonders in der trockenen Jahrszeit häufig angezündet werden, erklären übrigens auch den Umstand, warum es in den hiesigen Wäldern so wenig Busch- und Unterholz gibt. Eben so die auffallende Erscheinung, daß man zwei Drittel der Bäume, selbst bis zu den höchsten Zweigen versengt, nicht selten bis zur Spitze geschwärzt erblickt. Häufig sieht man sie auch Krähen, Habichte und andre Vögel auf folgende sinnreiche Weise fangen. Ein Wilder streckt sich mit einem Stücke Fisch in der offenen Hand auf einen Felsen hin, und thut, als ob er in der Sonne schliefe. Wenn nun der Vogel die Lockspeise bemerkt, und keine Begegung bei dem Menschen wahrnimmt, fliegt er darauf los; wo ihn dann der Jäger in dem Augenblicke, in dem er die Beute ergreift, festhält, und zu einer Mahlzeit bereitet.

Die Vertheidigungswaffen der Landeseingebornen sind eine Art von Keule, ein hölzerner Säbel und der Speer oder die Lanze. Diese Lanzen sind aus dem Rohre verfertigt, welches aus dem gelben Gummi-Baume hervorsproßt, und acht, zehen bis vierzehn Fuß lang. Doch besteht dieser Schaft nicht aus einem einzigen Stücke, sondern ist aus mehreren Absätzen zusammen gesetzt, welche einer in den andern geschoben, und dann fest gebunden werden. Die Spitze, mit welcher der Schaft am vorderen Ende bewaffnet ist, bestehet bald aus einem harten schweren Holze von röthlicher Farbe, bald ist sie aus Fischgräten, auch aus dem Stachel des Stechrochens gemacht. In dieser Absicht werden die größten Stacheln ausgewählt, deren ihre Verfertiger nur immer habhaft werden können. Anstatt der Widerhaken pfle-

gen diese Stacheln mit verschiedenen kleineren Gräten besetzt zu seyn, welche rückwärts gekehrt, und in entgegen gesetzter Richtung an ihnen befestigt sind. Die aus Holz verfertigten Spitzen sind bisweilen noch mit Widerhacken bewaffnet. Zu dem Ende sind sie gemeiniglich sieben bis acht Zoll weit von der Spitze mit kleinen Stücken von scharfen Steinen, Knochen oder Muscheln besetzt. Diese werden durch gelbes Gummi in Fugen befestigt, welches zuvor im Feuer erweicht ist, hernach aber wieder zu einem festen Kitt erhärtet. Ein mit dergleichen Widerhaken besetzter Speer ist in der Hand eines geschickten Schützen eine furchtbare Vertheidigungswaffe, indem er, mit Kraft geworfen, nicht selten acht und mehrere Zoll tief in den Körper des Gegners dringt, und der eingedrungene nicht wieder aus der Wunde gezogen werden kann, ohne das Fleisch auf eine sehr gefährliche und schmerzvolle Weise zu zerreissen. Oft geschieht es, daß die scharfen und abgebrochenen Splitter in der Wunde stecken bleiben, und so ihre Heilung erschweren; ja nicht selten unmöglich machen.

Will man mit dem Speere nur in einer Entfernung von dreißig bis sechzig Fuß weit treffen; so wird er aus freier Hand geworfen, und zwar mit vieler Genauigkeit, daß er fast nie seines Zieles verfehlet. Soll aber der Kriegsspeer auf hundert zwanzig bis hundert funfzig Fuß weit tragen, so wird er mittelst eines Wurfstockes geworfen. Dieses ist ein, aus röthlichem gediegenen Holze gefertigter, ungemein schön abgeglätteter Stecken, welcher etwa zwei Zoll breit, einen halben Zoll dick und drei Fuß lang ist. An einem Ende desselben ist ein mit gelbem

Gummi

Gummi befestigtes Pflöckchen, welches einen Hacken bildet, und an dem andern Ende wird die Schale einer Napfschnecke auf dieselbe Art fest gemacht. Dieser Stock wird nun folgender Maßen zum Abwerfen des Speeres gebraucht. Das mit der Muschel versehene Ende ergreift der Schütze mit der Rechten, in der Linken wiegt er indessen den Speer; nun befestigt er den am Ende befindlichen Hacken in einer kleinen Vertiefung oder Rinne, welche zu diesem Zwecke unten am Schaft der Lanze eingeschnitten ist, und wirft alsdann dieselbe mit ähnlicher Kraft, wie den Stein aus einer Schleuder. Oder auch, der am Ende des Wurfstocks befindliche Hacken greift in eine kleine Fuge ein, die zu dem Ende am Schaft des Speeres, unfern der Spitze desselben eingekerbet ist, und aus welcher er auf den leichtesten Stoß sofort hinaus fähret. Ist nun die Lanze der Länge nach auf diese Maschine gelegt, und durch den Hacken in der gehörigen Richtung befestigt, so hält der Schütze dieselbe über seine Schulter, schüttelt sie, und wirft sodann den Wurfstock wie die Lanze mit aller Kraft. Da indessen der Stock durch das Querholz, welches wider die Schulter des Werfenden fährt, durch einen plötzlichen Stoß gehemmt wird, so fliegt die Lanze mit der Schnelligkeit des Blitzes davon, und so gerade auf ihr Ziel los, daß sie auf hundert und funfzig Fuß weit ungleich zuverlässiger trifft, als eine Kugel dieß vermöchte.

Die Streitkolbe besteht aus einem ungefähr zwänzig Zoll langen Stocke, an welchem noch die Rinde hängt, dessen Wurzelende zu einem großen Knopfe rund geschnitten, und der am entgegen gesetzten Ende mit Kerben

rauh gemacht ist, damit man ihn desto sicherer in der Hand halten könne.

Zur Bedeckungwaffe bedienen sie sich des Schildes. Er ist länglich von Gestalt, etwa drei Fuß in die Länge und achtzehn Zoll in die Breite haltend, und meist aus der dicken Rinde des Gummi-Baumes verfertigt. Man findet dergleichen Schilde öfters von Lanzenstichen durchbohrt. Auch sieht man häufig Bäume, an welchen dergleichen Stücke Rinde fehlen, als zu einem solchen Schilde erfordert werden. Durch die Form dieser Ausschnitte läßt sich ebenfalls auch leicht bestimmen, zu welchem Zwecke die Rinde war abgenommen worden; ob zu einem Wassergefäße oder zu einem Schilde. Bisweilen findet sich auch der Umriß der Gestalt des Schildes in die Rinde wirklich eingeschnitten, aber diese noch nicht völlig von dem Baume abgelös't; sondern sie ist nur ringsher um den Rand des Schildes ein wenig gelüftet, und wird durch dazwischen getriebene Keile in dieser Lage erhalten. Dieses geschieht, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der Absicht, daß die ausgeschnittene Rinde, dadurch, daß sie noch eine Zeit lang am Baume sitzen bleibt, dicker und stärker werden möge.

Die Werkzeuge, deren sich die Wilden zur Verfertigung ihrer Waffen, Kanots, Geräthschaften und Wohnungen bedienen, sind das aus Stein gemachte Beil, mehrere kleine Stücke desselben Steins, in Gestalt eines Keils, ein hölzerner Hammer, Muschelschalen, und etliche Stücke Korall. Um ihre Wurfstöcke wie auch die Spitzen der Lanzen abzuglätten, gebrauchen sie die Blätter einer

Art von wildem Feigenbaume, welche das Holz fast eben so stark angreifen, als der Schachtelhalm.

Was die Verfassung der Landeseingebornen betrifft, so haben die sorgfältigsten Beobachter ihrer Sitten und Lebensweise bis jetzt noch keine Spur von gesellschaftlichen Einrichtungen unter ihnen bemerkt. Ihre gesellschaftliche Verbindung ist noch ganz die der Natur, nämlich die Familienverbindung. Der Aelteste der Familie ist daher jedes Mahl das Oberhaupt derselben, und übt eine Art von Herrschaft über die Mitglieder derselben aus. Diese nennen ihn Beanna oder Vater.

Jede Familie oder jeder Stamm hat seinen bestimmten Wohnort, von welchem er sich auch zu benennen pflegt, indem dem Nahmen des Orts die Sylbe Gal angehänget wird. So heißt das südliche Ufer der Botany-Bai in der Landessprache Gwea und der Stamm, welcher dieselbe bewohnt, nennt sich Gweagal. Das nördliche Ufer des Portes Jackson hingegen führt den Nahmen Kammera oder Kammerray und dessen Anwohner sind unter der Benennung der Kammerraygal bekannt. Die in den Waldungen des Hawkesbury wohnenden Stämme werden unter dem Nahmen der Behdiagal auch der Buruberongal oder der Baumkletterer begriffen.

Der Stamm der Kammerraygal soll die übrigen Küstenbewohner, wie an Zahl, so auch an Körperstärke bei weitem übertreffen. Aus diesem Grunde übt er auch eine Art von Herrschaft über jene aus, oder behauptet

doch wenigstens ein weit größeres Ansehen als die letztern, welches sich vorzüglich dadurch äußert, daß er das Vorrecht hat, einen Zahn als Tribut von den Mitgliedern der andern, längs der Meeresküste hin wohnenden, Stämme zu fordern.

Ob man gleich in jener Familienverfassung kaum einige Spur von gesellschaftlicher Einrichtung entdeckt; so findet doch unter ihnen eine Gewohnheit Statt, welche, in einzelnen Fällen wenigstens, ihren Grund in einer dunklen Vorstellung von Recht und Unrecht zu haben scheint, ob sie gleich in andern in die unmenschlichste Barbarei ausartet.

Nach ihren Begriffen nämlich verlangt vergossenes Blut eine blutige Rache, und der Mörder wird unausweichlich zur Strafe gezogen. Er muß sich den Speeren aller derjenigen bloß stellen, welche, ohne Rücksicht auf Freundschaft oder auf Blutsverwandtschaft, ausgewählt worden sind, solche an ihm zu vollziehen. Diese pflegen sich in Gestalt eines halben Monds um ihn herzustellen; und ihre Speere mit der größten Heftigkeit nach allen Richtungen zu werfen. Dem Verbrecher ist bloß erlaubt sich gegen diese Lanzenwürfe mit seinem Schilde so gut zu vertheidigen, als ers vermag. Oefters thut er dieses mit dem kältesten Blute und mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit; erhält dessen ungeachtet aber, da seine Gegner ihn fast von allen Seiten umstehen, manche schmerzliche, nicht selten selbst tödliche, Wunden. Gelingt es ihm dagegen aus diesem Strafgerichte mit leichten Wunden, oder wohl gar unbeschädigt, zu ent-

kommen; so ist, scheint es, die Gerechtigkeit befriedigt, und er wird von denen, die noch eben sich als seine erbitterten Feinde bezeigten, eben so freundschaftlich behandelt, wie zuvor. Von dem Mißbrauche dieser Ortalien wird weiter unten die Rede seyn.

Schon bei der ersten Entdeckung des Neuholländischen Kontinentes hat man die Bemerkung gemacht, daß die hiesige Bevölkerung ungemein gering seyn müsse. Die Veranlassung dieser geringen Bevölkerung ist Mangel an Lebensmitteln, indem das Pflanzenreich beinahe kein einziges eßbares Erzeugniß darbietet; eben so wenig gewährt das Thierreich einen hinlänglichen Unterhalt. Der Kasuar und das Kanguru sind die einzigen beträchtlichen Gattungen, welche unter den Landthieren den Abgang der genießbaren Produkte des Pflanzenreichs in etwa ersetzen könnten. Nur finden sich diese Thiere, weil beständig Jagd auf sie gemacht wird, in sehr geringer Menge. Das Meer, jenes große Vorrathshaus der Natur, könnte zwar den längs dem Strande hinwohnenden Stämmen eine ergiebigere und zuverlässigere Nahrungsquelle werden, wenn nicht die Unvollkommenheit ihrer Fischergeräthe, und ihre Art zu fischen, nebst der Auswanderung der Fische dazu beitrüge, diese letzte Hülfsquelle wo nicht gänzlich versiegen, doch wenigstens unzulänglich zu machen. Bei so bewandten Umständen ist es natürlich, daß bisweilen die fürchterlichste Hungersnoth unter den Eingebornen entstehen, und viele von ihnen wegraffen müße. Eine zweite Quelle dieser Verminderung der Volkszahl sind, von Zeit zu Zeit unter den Landesbewohnern wüthende, Seuchen, welche eine ungeheure Anzahl

derselben aufreiben. Eben so trägt die abscheuliche Gewohnheit, welche unter den Neuholländern herrscht, die neu gebornen Kinder entweder gleich bei der Geburt, oder auch wohl hernach aus dem Wege zu räumen, so wie die unaufhörlichen Fehden derselben, dazu bei, die Bevölkerung dieses neuen Kontinentes zu verminderen.

Die Veranlassung ihrer Kriege sind mehrentheils Eifersucht und Rachbegierde. Zumahl soll die Eifersucht, mit welcher sie ihre Weiber hüten, die Quelle seyn, aus welcher der größte Theil ihrer Zänkereien fließet. Der Streit scheint sich anfangs meist auf zwei oder drei Personen zu beschränken, wird aber nachher allgemeiner, so, daß zuerst die Familien, und dann die benachbarten Stämme, darein verwickelt werden. Da es ihnen weder an persönlichem Muthe noch an kaltblütiger Entschlossenheit fehlt, so werden ihre Kämpfe in solchen Fällen ungemein wüthend, und mit der größten Erbitterung geführt, so, daß sie sich selten anders, als mit dem Tod einer großen Anzahl der Streitenden enden.

Wenn sie zum Gefechte gehen, sind sie im Gesicht und am Körper mit rothen Streifen bemahlt. Als Vertheidigungswaffen führen sie den Speer nebst seinem Wurfstocke, die Streitkolbe und die Axt; zur Bedeckungswaffe dient ihnen der Schild. Sie stellen sich auf entgegen gesetzten Seiten in Schlachtordnung, und stimmen eine Art von Kriegsgesang an. Von jeder Partei tritt sodann ein Streiter, mit Schild und Speer bewaffnet, aus den übrigen heraus, geht dann wechselsweise vor- und rückwärts, wiegt seinen Speer, und bedeckt sich zu

gleicher Zeit mit seinem Schild, bis sein Gegner eine Blöße zu geben scheint; wo er sofort seinen Speer mit der größten Geschicklichkeit und Kraft mittelst des Wurfstockes schleudert, gegen welchen sich dessen Gegenkämpfer durch Vorwerfung seines Schildes mit der größten Geschicklichkeit und der kaltblütigsten Entschlossenheit zu vertheidigen versteht. Haben beide ihre Lanzen geworfen, so ziehen sie sich sogleich in ihre Reihen zurück. Nunmehr tritt von jeder Seite her ein andrer Vorfechter an ihre Stelle, der auf gleiche Weise verfährt, wie zuvor. Auf diese Art kann das Gefecht eine Stunde und noch länger dauern. Während des Treffens sieht man die Weiber beider Parteien, die in der Entfernung den Ausgang desselben erwarten, in großer Bewegung hin und her laufen, und hört sie laut aufschreien, so oft sie glauben, daß einer der ihrigen verwundet worden sey. Sie selbst sollen nicht selten, so wie die Veranlassung des Kriegs, auch die Beute des Siegers werden. Wo denn, nach andern Kränkungen, welche man sich gegen sie erlaubt, die letzte die seyn soll, daß man sie mit Gewalt zur Befriedigung der Wollust ihrer neuen Herren zwingt.

Das Schicksal der Weiber, ist, wie es sich bei einem Volke, welches noch so tief in Wildheit versunken, erwarten läßt, nicht milder, als es bei andern barbarischen Völkern zu seyn pfleget. Außer dem, daß sie in den Augen ihrer Männer bloß zur Stillung ihrer viehischen Wollust da zu seyn scheinen, werden sie von diesen noch über dieß bei der geringsten Veranlassung auf die empörendste Art durch Schläge, nicht selten durch gefährliche Verwundungen, mißhandelt.

Da ihre Heirathsgebräuche, wie bei rohen Völkern gewöhnlich ist, sehr einfach seyn mögen, so hat sich bis jetzt auch nur wenig darüber in Erfahrung bringen lassen. Aller Wahrscheinlichkeit zu Folge herrscht unter ihnen durchgängig die Sitte, daß die Männer ihre Gefährtinnen aus einem andern, mehrentheils feindlichen, Stamme wählen. Die armen Geschöpfe sollen meist in der Abwesenheit ihrer Beschützer überfallen, und unter Schlägen und den empörendsten Grausamkeiten, trotz alles Widerstrebens, durch die Wälder geschleppt werden, um so bald als möglich die Heimath ihrer Räuber zu erreichen, wo noch abscheulichere Behandlungen ihrer warten. Die Verwandten der schuldlosen Opfer der Wollust und der Barbarei sollen diese Beleidigung nie anders rächen, als indem sie die Gelegenheit ablauern, durch eine ähnliche Gewaltthätigkeit das Wiedervergeltungsrecht zu üben.

Die auf diese Art geraubten Weiber werden als Mitglieder des Stammes angesehen, dem ihr Mann angehöret, und sollen diesen nur mit seltener Ausnahme gegen einen andern vertauschen.

Die Frauen, die auf solche Weise zu ihren Männern gekommen sind, sollen ihnen sehr treu, und die Männer hingegen unglaublich eifersüchtig auf sie seyn. Es geschieht daher nicht selten, daß sie des Nachts, wenn ihr vermeinter Nebenbuhler im tiefsten Schlafe liegt, in aller Stille zu seinem Lager heran schleichen, und ihm ein von hartem Holze verfertigtes Instrument, welches vorn spitzig zuläuft, und in der Landessprache Dual hei-

ßet, durch den Leib stoßen, und ihn auf diese Weise an den Boden spießen.

So viel man bemerken konnte, soll zwar unter den mehrsten Stämmen die Vielweiberei eingeführt seyn, indem es den Eingebornen nach den Sitten ihres Landes wohl erlaubt ist, zwei Weiber zu nehmen. Dieser Gebrauch ist, zumahl unter den Wilden in der Nachbarschaft des Hawkesbury, beinahe allgemein. Doch sollen der ersten Frau gewisse Vorrechte vor der zweiten zukommen, und jene eine Art von Herrschaft über diese ausüben.

Vor der Ehe mögen die jungen Mädchen eben nicht sehr gewissenhaft über ihre Keuschheit wachen, und ein Hemd, eine wollene Decke oder ein Band sind mehrentheils hinreichend, ihre Tugend in Versuchung zu führen. Besonders sollen sie kein Bedenken tragen, sich um diesen Preis zur Befriedigung des thierischen Bedürfnisses der, in der Englischen Niederlassung von Zeit zu Zeit sich aufhaltenden, Matrosen gebrauchen zu lassen. Doch sollen die, unter den Engländern lebenden, sobald sie bemerkten, daß diese es für unanständig hielten, sich nackend sehen zu lassen, sich in diesem Punkte sehr sittsam bezeigt haben, so lange sie sich in ihrer Gesellschaft befanden; aber bei ihrer Rückkehr zu ihren Landsleuten soll dieser Zwang sogleich aufgehört, und sie sich bald wieder so nackt gezeigt haben, wie sie von Mutterleibe gekommen sind.

Wenn eine Frau ihrer Entbindung nahe kommt, so pflegt sie bei dieser Veranlassung ein Netz am Halse hangen zu haben, in dem sich ein großes Stück von der Rinde des Theebaumes, sehr zierlich aufgerollt, befindet, und in welches das neu geborne Kind geleget wird. Da die Rinde dieses Baumes, nach der eigenthümlichen Beschaffenheit der hiesigen Baumarten, bei einer beträchtlichen Dicke, aus einer großen Menge sehr dünner Schichten besteht; so erhält sie dadurch eine große Weichheit, daß nichts, was sich hier zu Lande findet, zu dem besagten Zwecke besser taugte. Die Weiber sollen übrigens, wie die Weiber der mehrsten Wilden, während ihrer Schwangerschaft wenig oder keine Unbequemlichkeit deßfalls empfinden, und am liebsten Knaben zur Welt bringen.

Zur Zeit der Entbindung, dürfen nur Weiber um der Kreissenden seyn; allein auch diese sollen ihr während des Gebährens fast gar keine Hülfe leisten. Nur daß eine die Gebährende von Zeit zu Zeit kaltes Wasser auf den Unterleib gießt; indeß eine andere ihr ein kleines Bändchen um den Hals bindet, und mit dem andern Ende desselben ihre eigenen Lippen reibt, bis diese anfangen zu bluten. Hierdurch glauben sie abergläubischer Weise die Geburtsschmerzen abzuleiten. Ist das Kind zur Welt geboren, welches ihre Gehülfinnen nicht einmahl aufzufangen pflegen, so wird die Nabelschnur getrennt, und die Wöchnerinn setzt sich über ein kleines, zu diesem Ende in die Erde gegrabenes Loch, bis die Nachgeburt von ihr geht.

Bald hernach nimmt die Kindbetterinn ihre gewöhnlichen Geschäfte wieder vor. In den ersten Tagen wird das Kind, in jenes Stück weicher Baumrinde gewickelt, von der Mutter herum getragen; jedoch wird es, so bald sie glaubt, daß es stark genug dazu wäre, auf ihre Schultern gesetzt, und die kleinen Beine desselben um ihren Hals gelegt, wo es die Nothwendigkeit bald ihre Haare anfassen lehrt, um sich so vor dem Herunterfallen zu sichern. Die röthliche Hautfarbe des Kleinen geht bald in eine dunklere über, wozu der Schmutz und der Rauch, in welchem die Kinder aufwachsen müßen, nicht wenig beitragen mag. Sobald nun die Haare des Kindes lang genug sind, daß die Mutter sie zu erfassen vermag, so werden Fischgräten und die Zähne von Thieren mit Harz als Schmuck in denselben befestigt. Auch werden ihre zarten Glieder bereits mit Thone beschmiert, und den Mädchen werden die Gelenke ihrer Finger abgenommen, ehe sie die Schultern der Mutter verlassen.

Diese Operation betrifft die beiden ersten Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand. Diese werden nämlich mit ein Paar Haaren, oder sonst einer dünnen Bandage, bei dem zweiten Gelenke so fest unterbunden, daß das Fleisch aufschwillt, der Umlauf des Blutes in den oberen Gliedern stockt, und in wenigen Tagen eine Entzündung entsteht. Bald werden sie brandig, und fallen ab. Die eigentliche Veranlassung dieser Ablösung der Glieder soll seyn, daß ihnen diese Gelenke hinderlich sind, wenn sie ihre Angelschnüre um die Hand winden wollen. Doch soll man zuweilen Weiber bemerken, deren Hände nicht auf diese widernatürliche Weise ver-

stümmelt sind; aber die übrigen scheinen diese mit einer gewissen Verachtung zu behandeln.

Zwischen dem achten und sechzehnten Jahre findet bei Knaben und Mädchen die Ceremonie des Durchstechens des Nasenknorpels, so wie die Operation Statt, durch welche die Wilden ihre Haut mit Einschnitten verzieren. Auch wird in diesem Alter den Knaben der rechte Vorderschneidezahn der obern Kinnlade unter vielen wunderlichen Gebräuchen ausgezogen. Die mehrsten Männer sieht man bei dieser feierlichen Gelegenheit bemahlt. Den jungen Leuten, welchen die Zähne ausgenommen werden, sind die Köpfe mit gerissenen Binsen umwunden, deren weiße Seite nach auswärts gekehret ist. Durch diese netzartig um den Kopf geschlungenen Binsen werden einige Stücke Schilf gesteckt, welche über die Stirn herunter hangen. Auch die Arme sieht man auf eine ähnliche Weise umwunden und verziert; über dieß hat ein jeder der Knaben einen schwarzen, an dem einen Ende breiten, aber alsdann spitzig zulaufenden Streif auf der Brust. Die Vorderzähne werden mit einem Steine ausgebrochen, so daß es nicht selten geschieht, daß einem oder dem andern bei dieser Gelegenheit ein Stück Kinnlade mit ausgeschlagen wird. Die Absicht dieses sonderbaren Gebrauches soll seyn, die Knaben dadurch unter die Anzahl der Männer aufzunehmen. Auch sollen diese Zähne dem Stamme Cammerray, der sich bei dieser Veranlassung besonders geschäftig zu bezeigen pflegt, als eine Art von Tribut zukommen, welchen die benachbarten Horden erlegen müssen. Wenigstens hat man bemerkt, daß die Verwandten von Knaben aus andern

Stämmen diese Zähne als eine Kostbarkeit betrachten, welche sie nur ungern an Fremde veräußern, indem sie dabei versichern, daß sie dem Stamme der Cammerray's zukämen, der sie, im Falle ihm solche nicht ausgeliefert würden, hart dafür bestrafen möchte.

Unter die bei den Küstenbewohnern herrschenden Krankheiten gehört eine Art von Hautausschlägen, welche die größte Aehnlichkeit mit der Krätze haben. Wahrscheinlich entsteht dieser Hautausschlag, da sie sich mehrentheils von Fischen nähren, von ihrer Lebensweise. Zuweilen ist diese Hautkrankheit unter ihnen so allgemein, daß man Männer, Weiber und Kinder davon angesteckt findet, und alle ein eckelhaftes Ansehen haben.

Außer dieser zeigt sich auch bereits unter den Landeseingebornen die, den Europäer, wie seine mehlreichen Cerealien und Hausthiere, überall hin begleitende Krankheit der Lustseuche. Die Erscheinung dieser schrecklichen Krankheit ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Folge des Umganges der schwarzen Weiber mit den Kolonisten und Matrosen, als welche keinen Anstand nehmen sich dem thierischen Bedürfniß dieser verwilderten Menschen Preis zu geben. Die Wilden nennen diese Krankheit Guberay.

Von Zeit zu Zeit scheint auch eine Seuche unter ihnen zu wüthen, die mit allen Symptomen der Kinderblattern begleitet ist. Da diese unwissenden Kinder der Natur gar keine Mittel gegen diese fürchterliche Krankheit kennen, so wird alsdann eine ungeheure Anzahl die-

ser Unglücklichen von ihr hinweggeschafft. Nirgends erblickt man jetzt die Spur eines menschlichen Fußtrittes im Sande, kein lebendiges Geschöpf ist fern und nah zu sehen; aber die Höhlen und Felsklüfte sind mit den verwesenden Leichnamen derer angefüllt, welche die Wuth dieser gräßlichen Seuche getödtet hat, und sie verbreiten ringsher, von scheußlichen Gerüchen dünstend, den Samen zu neuer Krankheit durch die vergiftete Luft.

Die Karradeygans oder Aerzte sollen ihre Kunst vom Vater auf den Sohn vererben. Sie stehen unter ihren Landsleuten in großem Ansehen, und heilen die Krankheiten derselben, wie aus folgender Erzählung erhellet, durch den Gebrauch abergläubiger Mittel. Ein Neuholländer nämlich, welcher sich einst mit zwei solcher Aerzte in der Gesellschaft mehrerer Engländer befand, war einmahl mit einer Fischgabel unter der linken Brust verwundet worden. Ob das gleich schon mehrere Jahre geschehen, oder die Wunde nur sehr unbedeutend gewesen seyn mochte, so bildete er sich doch ein, einige Schmerzen an diesem Orte zu fühlen, und wendete sich um Hülfe an den jüngern der Aerzte. Dieser fing die Kur damit an, daß er den Mund voll Wasser nahm, es auf den leidenden Theil spritzte, dann den Mund auf denselben legte, und so lange sog, als er, ohne Athem zu holen, konnte. Hierdurch schien er selbst krank zu werden; er stand auf, denn sein Patient saß auf der Erde, ging einige Minuten umher, und fing dann aufs neue an zu saugen, bis er wieder Athem schöpfen mußte. Dieß wiederholte er drei Mahl; und er schien durch das Einziehen seines Magens andeuten zu wollen, daß er nun den

Schmerz, den er aus der Brust seines Patienten gesogen habe, selbst empfinde. Nachdem er dann ein Stückchen Holz oder Stein aufgegriffen hatte, was er auf eine so wenig geschickte Weise that, daß mehrere von der Gesellschaft es bemerkten, gab er vor, er nähme etwas aus dem Munde, und werfe es in den nahen Fluß. Er warf auch in der That etwas weg, und ohne Zweifel eben das, was er zuvor aufgenommen hatte; aber der Kranke behauptete, es wäre dasjenige gewesen, was ihm der Arzt aus der Brust gesogen habe. Ehe das ganze Geschäft beendigt war, befühlte der Arzt den Rücken seines Patienten unter der Schulter, und schien etwas herauszwicken zu wollen. Dann setzte er sich neben den Patienten, und umfaßte mit dem rechten Arme dessen Rücken. Zugleich setzte sich der ältere Arzt auf der andern Seite, mit dem Gesicht von jenem abgewendet, neben dem Kranken nieder, und umfaßte mit seinem rechten Arme dessen Brust. Dabei hielt jeder von beiden eine Hand des Patienten, und in dieser Lage blieben sie einige Minuten. So endigte sich die Kur, und der Genesene versicherte, daß ihm nun wieder wohl seye. Als man ihn befragte: ob beide Männer Aerzte wären? bejahte er es, und setzte hinzu: auch der Knabe, welchen sie bei sich hatten, wäre ein Arzt. Hieraus ergibt sich, daß die Arzneikunde unter den Landeseingebornen erblich seyn müße.

Bei den Leichenbegängnissen der Neuholländer findet der bemerkungswerthe Umstand Statt, daß sie ihre jungen Leute begraben; die älteren hingegen verbrennen. In beiden Fällen soll bei der Bestattung eine Menge seltsamer Feierlichkeiten und sonderbarer Gebräuche beobachtet wer-

den. So starb unter andern die Frau eines Wilden, die etwa ein Alter von funfzig Jahren zu haben schien. Sie ward feierlich verbrannt. Zu dem Ende wurde aus Holz und Strauchwerk ein Scheiterhaufen errichtet, auf welchen man den Leichnam legte, einen kleinen Korb voll Fischergeräthe neben ihn setzte, und beides mit großen Holzblöcken bedeckte; worauf man es anzündete, und von den Flammen verzehren ließ. Am folgenden Tage begab sich der Gatte der Verstorbenen zur Brandstelle; sammelte unter tiefem Schweigen die Asche und die weißgebrannten Gebeine der Todten die er auf einen Haufen zusammen legte, und sorgfältig einen kleinen Grabhügel darüber erhöhte, neben welchen er zwei Holzblöcke stellte, und oben auf seinen Gipfel das Stück Baumrinde mit dem er die Erde und die Asche zusammen gescharrt hatte. Nachdem nun alles vollendet war, blieb er eine Zeit lang mit verschlungenen Armen und zur Erde gesenktem Blick an dem Hügel stehen, und kehrte sodann langsamen Schritts zu seiner Wohnung zurück. Eine etwas verschiedene Art ihre Todten zu verbrennen, scheint darin zu bestehen, daß sie den Leichnam in die Länge ausstrecken, und bloß um etliche Zoll über den Boden erhöhen, so daß kaum nur ein Feuer darunter brennen kann. Wenn er dann in dieser Lage verbrannt ist, wird er nur ganz leicht mit Erde bedeckt. Nicht selten sieht man auf dem Grabeshügel Farnkraut verbreitet, welches mit etlichen Steinen beschwert ist, daß es nicht vom Winde zerstreut werden möge.

Bei Gelegenheit dieser Leichenbestellungen hat man beobachtet, daß der empörende Gebrauch unter diesen Un-

glücklichen

glücklichen herrscht, daß sie, wenn eine säugende Frau stirbt, aus Mangel an Pflege, das Kind lebendig mit der Mutter verscharren. Augenzeugen haben nämlich versichert, daß sie es mit angesehen, wie der Vater selbst das Kind zu der Mutter in die Gruft geworfen, und mit einem großen Steine bedeckt habe; wo alles sodann von den Umstehenden schnell zugescharrt worden wäre.

Eben so grausam und seltsam ist ein anderer Gebrauch, daß nämlich die Wilden, wenn jemand eines ganz natürlichen Todes stirbt, seinen Tod, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, an irgend einem seiner Verwandten durch gewaltsame Mißhandlungen, die in manchen Fällen selbst tödlich sind, zu rächen pflegen. Folgende Begebenheit möge das Gesagte bestätigen.

Ein junger Wilder, mit Nahmen Bohnda, war an den Folgen einer starken Erkältung gestorben. Sogleich versicherten seine Landsleute, bei dieser Gelegenheit müße Blut vergossen werden. Indeß verflossen sechs Wochen, und alles blieb ruhig. Um diese Zeit aber kamen die Wilden in großer Anzahl zu Rosebai, dem Orte, wo ihre blutigen Zwiste gewöhnlich geschlichtet werden, zusammen, und nach dem sie die Nacht mit Tanzen zugebracht hatten, überfiel der Bruder des Verstorbenen, nebst seiner Schwester und einem andern Verwandten einen schuldlosen Knaben, den sie zum Sühnopfer erkohren hatten, mit ihren Keulen, und verwundeten ihn damit so heftig am Kopfe, daß sie ihm die Hirnschale zum Theil entblößten, worauf er in der Engl. Niederlassung in das Hospital gebracht wurde, wo die Wund-

ärzte den Ausspruch thaten, daß sein Leben in Gefahr sey. Als inzwischen der Knabe selbst des folgenden Tages über den Vorfall befragt wurde, beklagte er sich keineswegs über diese barbarische Behandlung; sondern versicherte bloß, daß er nicht wie ein Knabe geschrien habe, und, daß diejenigen, die ihn so übel zugerichtet hätten, nicht mehr seine Feinde wären, sondern mit ihm essen und trinken würden.

Etliche Tage nach diesem Vorgange kam auch ein sechzigjähriger Greis, der ein Verwandter des Bohnda war, mit einer tiefen Wunde am Hintertheile des Kopfs in die Niederlassung, welche er, nach seiner Versicherung ebenfalls empfangen hatte, weil jener gestorben war.

Zufällig waren auch etliche Engländer gegenwärtig, indem ein Kind der Landeseingebornen starb. Sie bemerkten, daß sich die anwesenden Männer gleich nach dem Tode des Kindes hinweg begeben, sich mit viel anscheinender Heftigkeit angegriffen, und Speere auf einander geworfen hätten. Die Weiber hätten indeß ein Klagegeschrei erhoben.

So allgemein auch Religionsbegriffe unter dem Menschengeschlechte verbreitet seyn mögen; so scheinen doch wenigstens die Neuholländer zu den wenigen Völkern gezählt werden zu müssen, bei welchen sich gar keine religiöse Vorstellungen finden. Alle Begriffe von Gott und Gottesdienst sind ihnen völlig unbekannt. Sie beten weder Sonne, Mond noch Gestirne an; das Feuer, welches seiner Nützlichkeit wegen bei vielen rohen Völkern

ein Gegenstand von göttlicher Verehrung ist, ist ihnen ganz gleichgültig; eben so wenig wird irgend ein Thier von ihnen angebetet. Auch soll sich nicht der entfernteste Glaube an irgend ein sichtbares oder unsichtbares Wesen, der sie zu guten Handlungen ermuntert, oder von bösen zurück geschreckt hätte, unter ihnen finden. Obgleich bei ihnen Spur von einem dunklen Begriff von einer künftigen Fortdaner nach diesem Leben sich vorfinden soll; aber diese Vorstellung bleibt ohne den mindesten Einfluß auf die Handlungen des gegenwärtigen Lebens. Doch scheinen die Begriffe von Gut und Böse ihnen nicht fremd zu seyn, wie dieß aus ihrer Sprache wahrscheinlich wird, da sie diese Begriffe durch Wörter ihrer Sprache bezeichnen. Gut heißt bei ihnen budjerre; böse aber wihre. So ist bei ihnen der Stachelrochen, den sie nie essen, wihre, und das Kanguru budjerre. Der nämlichen Worte bedienen sie sich nun auch, um recht und unrecht zu bezeichnen, was beweis't, daß sich doch, obgleich roh und unvollkommen, die ersten Begriffe der Moralität bei ihnen finden. Die Anwohner des Portes Jackson pflegen auf diese Weise ihren Abscheu gegen das Menschenfressen auszudrücken, indem sie sagen, es sey wihre; und wenn sie einen Europäer strafen sehen, der sie beleidigt hat, bezeigen sie ihren Beifall, und sagen, es sey budjerre. Doch dürfte sich auch dieser Unterschied zwischen Recht und Unrecht, aller Wahrscheinlichkeit zu Folge, nur auf das gegenwärtige Leben erstrecken, ohne irgend einen Gedanken von dem Einfluß ihrer Handlungen auf einen künftigen Zustand.

Aber haben sich gleich die Neuholländer beim Anblick der großen und zum Theil furchtbaren Naturbegebenheiten ihres Landes noch nicht zu der Vorstellung von mächtigen, alles wirkenden Kräften, zu dem Glauben an Götter, als die Bestrafer des Bösen, und die Belohner des Guten emporarbeiten können; so sehen wir sie doch bereits, wie alle Völker, welche auf der untersten Stufe der Menschheit stehen, im Aberglauben befangen. So weckte einst ein Wilder in der Nacht einen Europäer, und ersuchte ihn, daß er mit ihm gehen solle, um Wasser zu holen. Als der Europäer, welcher die Landessprache verstand, fragte, warum er denn nicht allein hingehe, welches zu holen, gab er ihm zur Antwort: „Du mußt wissen, daß ich murrey jarrin d. i. furchtsam bin". Der andre, welcher nicht gern aufstehen mochte, fragte ihn weiter, vor wem er sich denn fürchte? und der Wilde gab zur Antwort: „Vor dem Bogle". So sollen die Einländer gewisse böse Dämone oder Geister nennen. Auch scheinen die Eingebornen der Grafschaft Cumberland eine gewisse religiöse Scheu vor den blauen Bergen zu hegen, indem sie glauben daß ein mächtiger Dämon in denselben hause, welcher ihnen die furchtbaren Gewitterstürme, glühenden Winde, und verwüstenden Ueberschwemmungen zu sende, welche aus jener Gebirgsgegend kommen.

Es soll ferner unter den Landesbewohnern Zauberer geben, welche sie Kuradschi's nennen. Dieß sind alte Männer, die unter ihren Landsleuten in großem Ansehen stehen. Sie sollen Krankheiten heilen, in wichtigen Angelegenheiten guten Rath ertheilen, und bei Streitigkeiten zu Schiedsrichtern aufgefordert werden. Auch

sollen sie behaupten, künftige Dinge vorhersagen zu können, und mit den Geistern ihrer verstorbenen Freunde Gemeinschaft zu pflegen. Es soll selbst ganze Familien geben, die sich einer solchen Gabe der Weißagung rühmen.

Daß sie ihre Krankheiten durch Zaubermittel zu heilen suchen, scheint schon aus der oben beschriebenen Kur, mehr aber noch aus der folgenden zu erhellen. Die Frau eines gewissen Neuholländers, der sich eines Tages in der Engl. Kolonie aufhielt, beklagte sich nämlich über heftige Leibschmerzen, ging zu einem Feuer hin, das in der Nähe brannte, und setzte sich dabei mit ihrem Manne nieder. Dieser schien über ihre Unpäßlichkeit nicht wenig in Unruhe zu seyn, hauchte in seine Hand, um sie zu wärmen, und legte sie dann auf den leidenden Theil. Zugleich stimmte er einen Gesang an. Einer der Umstehenden wärmte ein Stück Flanell, und legte es der Frau auf den Leib. Nun brauchte der Wilde seine Hand nicht mehr zu wärmen; aber er fuhr fort zu singen, und hielt dabei seinen Mund immer sehr nahe an den leidenden Theil. Doch öfters unterbrach er seinen Gesang, um wieder zu hauchen, und dann erhob er ein Geschrei, das wie das Bellen eines Hundes klang. Zwar hauchte er mehrere Mahle; aber das Geschrei ließ er nur Ein Mahl bei jeder Pause hören, und fuhr dann wieder in seinem Gesange fort. Die Frau gab ihm, wenn er mit Hauchen und Bellen aufhörte, jedes Mahl eine kurze Antwort.

Obgleich kaum mit den ersten Bedürfnissen des Lebens, mit Speise und nothdürftigem Obdache, bekannt, hat sich doch schon unter diesen, auf der untersten Stufe menschlicher Kultur stehenden, Horden in einer Art von roher Mahlerei die erste Spur von sich entwickelnder Anlage für die bildenden Künste gefunden. In der Botany-Bai nämlich, wie im Porte Jackson und den inneren Gegenden des Landes hat man häufig Bilder von mannigfaltigen Gegenständen, von Schilden und Waffen, ja selbst von Männern, in die Felsenwände eingegraben, entdeckt; zwar noch mit roher Kunst, aber doch regelmäßig genug, um die auffallendste Aehnlichkeit mit denjenigen Gegenständen in diesen Figuren zu finden, welche durch dieselben dargestellt werden sollten. Besonders häufig waren die Bilder von Fischen, und an einer Stelle fand man auch eine große Eidechse mit ziemlicher Genauigkeit skizzirt. Mit noch regelmäßigerem Umrisse war auf der Spitze eines Hügels das Bildniß eines Mannes ausgeführt, der sich in der Stellung abgebildet fand, welche die Wilden gewöhnlich annehmen, wenn sie ihre Tänze beginnen.

Unter den den Landesbewohnern bis jetzt bekannten Vergnügungsarten scheint der Tanz, und eine ihn begleitende rohe Musik, die einzige zu seyn. Ihre Tänze werden häufig des Nachts aufgeführt. Ehe dieselben beginnen, putzen und verzieren sich die Theilnehmer, die übrigens völlig nackend sind, auf eine eigene Weise. Die jungen Weiber bemahlen alsdann gewöhnlich die jungen Männer, besonders mit weißen Streifen von Thon, in den mannigfaltesten Richtungen und Formen, je nachdem der Tänzer und seine Freundinn es nach ihrem Ge-

schmacke finden. Keiner unsrer süßen Herren mag bei Verzierung seiner theuren Person sorgfältiger zu Werke schreiten, als es diese wilden Stutzer thun. Da das Anmahlen nicht ohne Nässe geschehen kann, so sieht man bei dieser Gelegenheit die junge Dame ihrem Freunde, den sie eben zu verzieren hat, von Zeit zu Zeit ins Gesicht spucken, damit die Mahlerei desto fester sitze. Sind sie nun völlig in Ordnung, und ist indessen die Nacht gekommen, so verfügt sich die Gesellschaft an den zum Tanzen bestimmten Ort. Hier findet sich gewöhnlich eine beträchtliche Anzahl von Zuschauern an mehreren Feuern versammelt.

Sind nun die Theilnehmer geordnet, so beginnen gewöhnlich einige junge Knaben, und dann mehrere Weiber den Tanz; hauptsächlich aber wird er von Männern aufgeführt. So, daß man öfters zwanzig bis sechs und zwanzig Mittänzer erblickt. Einige, welche unter der Gesellschaft das mehrste Ansehen haben, scheinen die Direktion zu führen. Der Tanz selbst ist zwar roh; doch in manchen Theilen nicht ohne Regelmäßigkeit und Kunst. Oefters tritt während desselben ein Mann heraus, läuft schnell um die Tänzer her, singt mit lauter Stimme, und sagt darauf in einem besondern Tone einige unverständliche Worte her. Sodann tritt er wieder in die Reihe der Tanzenden ein. Hierbei hat man die Bemerkung gemacht, daß einige wechselsweise vortraten, um, mit der größten Kunst und der bewundernswürdigsten Gelenkigkeit, verschiedene Bewegungen auszuführen, in welchen, nach ihrer Meinung, die vorzüglichste Schönheit des Tanzes besteht. Eine der sonderbarsten ist, daß sie

die Füße sehr weit aus einander setzen, und durch eine außerordentliche Anstrengung der Muskeln in den Schenkeln und Beinen, die Knie auf eine wunderbare Weise zittern lassen. Es wird, wie es scheint, eine große Uebung erfordert, ehe man im Stande ist, es in dieser sonderbaren Bewegung zu einiger Vollkommenheit zu bringen.

In ihren Tänzen soll sich übrigens ziemlich viele Abwechselung finden. Bei einem derselben tanzen sie paarweise, nicht selten Rücken gegen Rücken; dann wenden sie sich plötzlich um, und sehen einander ins Gesicht. Bisweilen setzen sich alle Tänzer mit untergeschlagenen Beinen nieder, und stehen bei einem bestimmten Worte alle wieder auf, ohne sich hierbei der Hände zu bedienen. Sodann laufen sie in geraden Reihen zurück, und kommen in derselben Ordnung und Richtung wieder vorwärts. Hierauf schließen sie wieder einen Kreis, in dessen Mitte eine ausgezeichnete Person steht. Bisweilen zeigen sich die sämmtlichen Tänzer auch mit einem grünen Zweig in den Händen, und halten ihn in die Höhe. Doch bei allen verschiedenen Figuren ihrer Tänze hat man bemerkt, daß zuletzt gemeiniglich eine gewisse Anzahl der vornehmsten Tänzer hervortritt, und die Lieblingsbewegung, nämlich das Zittern mit den Knien macht. So oft dieß geschehen ist, ahmt die ganze Gesellschaft es nach. Uebrigens hat man beobachtet, daß einige öfters hervor treten, als andere; wohl, weil jene ein größeres Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit in diesem Kunststücke setzen können. Das ganze Schauspiel soll indessen in der That sehenswürdig seyn.

Die Instrumente, deren man sich dabei zur Musik bedient, bestehen aus zwei Stöcken von hartem Holze. Den einen hält der Musikant wie eine Violine gegen die Brust, und mit dem andern schlägt er in regelmäßigem Takte drauf. Er begleitet dieses Schlagen wohl auch mit seinem Gesange, und beobachtet selbst das Piano und Forte dabei. Seine Gehülfen sind verschiedene Knaben und Mädchen, die gewöhnlich zu seinen Füßen sitzen. Diese schlagen die Schenkel über einander, so, daß zwischen denselben und dem Bauche eine Höhlung entsteht; auf dem Bauch schlagen sie dann mit der flachen Hand den Takt. Sie pflegen wohl auch mit dem Hauptmusiker zu singen, welcher während der ganzen Zeit steht, und bei der ganzen Verhandlung die meiste Mühe zu haben scheint. Der Beifall der Zaschauer scheint den Wilden viel Vergnügen zu machen. Zeichen des Beifalls sind: buhdscherey, gut oder: buhdscherey Käriberey, ein guter Tanz; was meist bewirkt, daß sich die ganze Gesellschaft bei dem folgenden Tanz noch mehr angreift, als zuvor.

Daß die Sprache der Neuholländer eine von andern verschiedene Stammsprache seyn mag, ist wahrscheinlich; gewiß ist es, daß unter den verschiedenen Völkerhorden dieses weitläufigen Kontinentes mehrere Mundarten, wohl gar verschiedene, aus einer und derselben Stammsprache entstandene, Sprachen sich finden. So hat man bemerkt, daß von derjenigen Sprache, welche in der äquatornahen Gegend des Revieres gesprochen wird, nur wenige Wörter vorkommen, welche sich in der Mundart, die um Port-Jackson herrscht, wieder finden. Auch sind die

Benennungen, welche die Waldbewohner der Grafschaft Cumberland den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers geben, ganz von denjenigen verschieden, mit welchen die Uferbewohner diese Theile bezeichnen. Eben so weicht die Aussprache beider Horden von einander ab. Auf gleiche Weise kostet es den südwärts wohnenden Anwohnern der Jarvis-Bai Mühe sich den Eingebornen der Landschaft Cumberland verständlich zu machen. In wie fern aber diese Mundarten mit einander übereinstimmen, oder welches ihre Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten sind, läßt sich, aus Mangel an Sprachproben, durch Vergleichung wohl schwerlich bestimmen.

Unter den auffallenden Sitten und Gebräuchen der Landeseingebornen sind noch folgende bemerkenswerth.

Wenn ein Wilder die Hütte eines andern betritt, so deutet der Besitzer der Hütte mit der Hand auf einen Platz, wo sich der andere niedersetzen soll. Dieß ist das unter ihnen gewöhnliche Zeichen, daß sich der Fremde einer gastfreundlichen Aufnahme zu gewärtigen hat. Nun wird noch ein anderer Gebrauch beobachtet, welcher darin besteht, daß beide eine Zeit lang, etwa eine halbe Stunde und darüber, das tiefste Stillschweigen beobachten. Nach Verlauf dieser Zeit heben sie zu sprechen an, und während des Gespräches rücken sie immer näher zusammen. Dieselbe Sitte findet Statt, wenn sich zwei Eingeborne, nach einer langen Abwesenheit, zum ersten Mahle wiedersehen. Dann thun sie ganz fremd gegen einander, und sitzen, nachdem der Neuangekommene mit der Hand ein Zeichen empfangen hat, daß er sich nieder-

lassen soll, eine geraume Zeit neben einander, ohne nur einen Laut von sich hören zu lassen. Nach Verlauf dieser Zeit beginnt aber die wechselseitige Unterhaltung nach Herzenslust.

Wenn die Wilden, zumahl im Dickicht der Wälder, bei der Nacht ihre Landsleute aufsuchen, oder ihnen Nachricht von sich geben wollen; so erheben sie von Zeit zu Zeit ein Geheul, und lauschen nachher, ob etwa eine Antwort erfolgt. Geschieht dieses nicht sogleich, so heulen sie in Absätzen etliche Mahl hintereinander, bis auf dieselbe Weise Antwort erfolgt. Dann findet nicht selten aus der Entfernung eine Unterredung Statt, wo beide Parteien ihr Anliegen einander mittheilen. Auf gleiche Weise warnen sie einer den andern vor Gefahr, oder ertheilen durch gegenseitigen Zuruf einander die Nachricht, daß nichts zu befürchten seye.

Ob man gleich noch nie die mindeste Veranlassung gehabt hat die Anwohner des Portes Jackson und der Botany-Bai der Menschenfresserei zu beschuldigen; so scheinen die Waldbewohner und die Uferbewohner der Jarvis-Bai doch allerdings die kannibalische Gewohnheit zu haben, ihre erschlagenen Feinde zu fressen. Man hat nämlich in der Gegend der Jarvis-Bai auf einem Platze, auf welchem die Wilden ihre Schmausereien halten, mehrere Menschenknochen gefunden; und die Eingebornen haben auf Befragen zu wiederholten Mahlen versichert, daß jene Knochen von etlichen Matrosen herrührten, welche ihnen in die Hände gefallen, und von ihnen getödtet worden wären. Dieselben Wil-

den drohten einem Bewohner des Portes Jackson daß sie ihn ermorden, und patter d. i. fressen wollten.

Eben so sollen, nach der Versicherung der Uferbewohner, die Buschwilden zuweilen Menschenfleisch genießen. Sie tödten nämlich das Schlachtopfer ihrer kannibalischen Gefräßigkeit mit der Wadde oder Keule. Dann machen sie mit der Womara oder dem Wurfstocke, und zwar mit der, an dem einen Ende desselben befestigten, Muschelschale, einen Einschnitt von der Kehle an bis herab auf den Unterleib, und noch einen andern quer über die Herzgrube; um die Eingeweide desto leichter aus dem Körper herausnehmen zu können. Die Anwohner der Küste im Gegentheile sollen diese Sitte verabscheuen, und sagen, sie sey wihre oder böse.

Wenn wir, nach dieser kurzen Beschreibung der Neuholländischen Völkerhorden, noch einen flüchtigen Blick auf ihre allgemeinsten Verhältnisse zurückwerfen; so dürfte sich leicht ergeben, daß in der unendlichen Progression der Völker der Erde, die Neuholländer noch auf einer der niedrigsten Stufen der Kultur zur Vernünftigkeit oder zur Menschlichkeit erscheinen.

Geht man von dem, was den Menschen zu erst von den Thieren sondert, von sicherer Befriedigung der ersten Bedürfnisse des Lebens aus, so findet sich, daß diese rohen Barbaren, noch nicht die Kunst verstehen, sich diese Bedürfnisse leicht und sicher zu erwerben. Ihre Wohnungen sind noch kaum von dem Lager der Thiere des Waldes verschieden. Entweder haben sie gar keine von

Menschenhänden errichtete Wohnung, oder sind ihre Hütten, aus Unwissenheit oder Trägheit der Erbauer, kaum geräumig genug ein Paar Menschen in der aller unbequemsten Lage zu beherbergen, und ihnen Schutz gegen Sturm, Kälte und Regen zu gewähren. Diesen Wohnungen entspricht die Bedeckung der Wilden. Meist gehen sie noch völlig nackt; und kaum hier und dort versteht es eine Horde einen kleinen Theil des Körpers mittelst eines Mantels von Thierfellen gegen Regen und Frost nothdürftig zu bedecken. Gleiche Bewandtniß hat es in Rücksicht des Unterhaltes dieser wilden Fischer- und Jägerhorden. Jene können nur zu der heißeren Jahreszeit, wenn das angränzende Meer mit Zügen von Fischen angefüllt ist, sich einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln verschaffen; diese dürfen sich nur in den der Jagd günstigen Monaten einen hinlänglichen Unterhalt versprechen. Während dieser Zeit des Ueberflusses sieht man sie dann auch mit der eckelhaftesten Gefräßigkeit eine ungeheure Menge von Nahrungsmitteln verschlingen; aber theils durch diese Gefräßigkeit, theils dadurch veranlaßt, daß sie es nicht verstehn, durch Trocknen oder irgend ein anderes Mittel sich einen Vorrath für die Monate des Mangels zu sichern, rafft die fürchterlichste Hungersnoth sie von Zeit zu Zeit in großer Menge hinweg.

Eben so ihr geselliges Leben. Die Bande des Bluts sind zwischen ihnen kaum fester, als unter Thieren, geknüpft. Der Mann betrachtet sein Weib als die verächtliche Dienerinn seiner thierischen Bedürfnisse; das Weib den Mann als einen unmenschlichen Wütherich, der sie in harter Sklaverei unterdrücke. Die Mutter bezeigt die empfi-

rendste Gefühllosigkeit gegen ihre Kinder, die durch ihre Nachlässigkeit nicht selten an ihrem Körper verstümmelt und zu Krüppeln werden; ja die grausame Mutter tödtet ihr neu gebornes Kind sehr oft, damit sie der Unbequemlichkeit des Wartens überhoben sey, mit dem kältesten Blute. Weder durch eine allgemeine Verbindung zu einer zahlreichen Gesellschaft vereinigt, noch durch Gesetze geschützt, können sie sich gleich wenig durch Verbindung ihrer natürlichen Kräfte gegen die Anfälle feindlicher Horden, als durch die Obhut des Gesetzes gegen die heimliche Rache einheimischer Feinde sicher stellen. Sie sind daher stets dem Ueberfalle benachbarter Stämme, wie der allezeit lauernden Rachgier ihrer nächsten Nachbarn bloß gestellt.

So wenig als gesellige Verbindung Schutz gegen auswärtige Feinde, und Scheu vor den Gesetzen Sicherheit gegen einheimische Widersacher gewähret; eben so wenig können Religionsbegriffe unter diesen ungeschlachten Wilden den Uebergang in einen gesitteteren Zustand befördern; da kein Glaube an allwissende und gerechte, aber unerbittliche, Vergelter den Bösen vom Laster zurückschreckt, und den Guten zur Tugend ermuntert.

Anmerkungen

zum dritten Theile.

Anmerkungen

zu

Neuholland.

Quellen dieser Schilderung.

Geschichte der neuesten Reisen um die Welt, in den Jahren 1764 bis 1772, von Hawkesworth; aus dem Engl. übersetzt von Schiller; 1775.

Die neuesten Reisen nach der Botany-Bai und Port-Jackson; aus dem Engl. von Forster; 1794.

Geschichte der Brittischen Volkspflanzung in Neusüdwales, in den Jahren 1788 bis 1796; von David Collins; herausgegeben von C. Sprengel; 1799.

Vancouvers Reise nach dem nördl. Theile der Südsee, während der Jahre 1790 bis 1795; aus dem Engl. von Herbst; 1799.

Reise nach dem Südmeer, in den Jahren 1791 bis 1794; beschrieben von La Billardiere; aus dem Franz. übersetzt; 1801.

Jakob Grants Bericht von einer Entdeckungsreise nach Neu-Südwallis, in den Jahren 1800 bis 1802; aus dem Engl.; 1807.

John Turnbulls Reise um die Welt, in den Jahren 1800 bis 1804; aus dem Engl.; 1806.

Entdeckungsreise nach Australien, unternommen auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers von Frankreich und Königs von Italien in den Jahren 1800 bis 1804; beschrieben von F. Aug. Peron; aus dem Französischen übersetzt von T. F. Ehrmann; erster Theil; 1808.

J. H. Tuckey's Bericht von einer Reise nach Neu-Süd-Wallis, in den Jahren 1802 bis 1804; aus dem Engl.; 1805.

Entdeckung und nähere Kunde.

Nach dem, was wir bis jetzt von der Auffindung dieses weitläufigen Kontinentes mit Zuverlässigkeit wissen, so sind die Holländer *) die ersten Entdecker desselben.

*) Es wäre leicht möglich, daß ihnen die Portugiesen von den ostindischen Gewässern aus in dieser Entdeckung zuvor gekommen seyn dürften.

Da wir die Geschichte dieser Entdeckungen zu wenig kennen, so läßt sich nicht mit völliger Gewißheit bestimmen, ob de Witts- oder Endrachts-Land derjenige Küstenstrich dieses neuen Welttheiles war, welchen Holländische Seefahrer zu erst besuchten.

De Witts-Land wurde, nach der gewöhnlichen Annahme, von dem Holländischen Weltumschiffer Wilhelm de Witt entdeckt, und nach ihm benannt. Das Jahr dieser Entdeckung ist aber ungewiß. Nach einigen fällt sie in das Jahr 1616; nach andern in das Jahr 1623 und noch nach andern in das Jahr 1628. Im 1699ten Jahre wurde diese Küste von Dampier besucht. Nach diesem wurde dieser Küstenstrich von drei Holländischen Schiffen, die von der Insel Timor kamen, etwas näher erforscht. Da inzwischen von dieser Reise keine Berichte bekannt worden sind, so läßt sich auch nichts bestimmteres über dieselbe sagen. Nach Verlauf eines Jahrhunderts, nämlich im Jahre 1801, vom 23. Juli bis zum 16. August, wurde diese Küstengegend von der Franz., auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers ausgerüsteten, Expedition aufs neue untersucht, und die Angaben ihrer Vorgänger in Ansehung dieses Theiles des Neuholländischen Kontinentes vervollständigt und berichtigt.

Das Land der Endracht hat, nach der von den Franz. Entdeckungsschiffen, im Jahre 1801, vorgefundenen Entdeckung-Urkunde, Kapt. Dirk Hartogh, in dem Schiffe Endracht von Amsterdam, am 25. October des Jahres 1616 zum ersten Mahl erblickt. Nach ihm, am 4ten Februar des 1697ten Jahres, ward es von

Kapt. Wilhelm van Vlaming, auf einer Fahrt nach Batavia, besucht. Nach ihm kam Dampier hier vor Anker. Zuletzt wurde es von Kapt. Hamelin, einem der beiden Franz. Weltumschiffer, vom 16ten Juli bis zum 21sten September des Jahres 1801, näher untersucht.

Im Jahre 1618 wurde das nördliche Van Diemens Land, im Jahre 1619 Edels- und im Jahre 1622 der Löwinn-Land von Holländischen Seefahrern entdeckt. Während der letzten Beschiffung dieses gesammten Küstenstrichs des Neuholländischen Kontinentes wurden alle diese Gegenden von den Franz. Entdeckern aufs neue untersucht, nach der mannigfaltigen Gestaltung ihrer Umrisse bestimmt, und in genauen Karten verzeichnet.

Als Cook seine Umsegelung von Neuseeland vollendet hatte, schiffte er nach der Ostküste von Neuholland herüber, um auch diese, so wie die Landesstriche der Nordostküste zu entdecken, und näher kennen zu lernen. Er erblickte das feste Land zum ersten Mahl in der Gegend der Landspitze Hicks, am 19. April des 1770ten Jahres. Von dannen schiffte er zur nördlichsten Spitze des festen Landes, zum Vorgebirge York, hinauf. Während dieser überaus mühe- und gefahrvollen Fahrt, wo er sich seinen Weg durch die Untiefen, Sandbänke und Korallen-Labyrinthe eines unbekannten Meeres mit dem Bleiloth in der Hand hindurchtasten mußte, und mehrere Mahle nur durch die kaltblütigste Besonnenheit und durch ein halbes Wunder von der Gefahr des

unvermeidlich scheinenden Schiffbruchs errettet werden konnte, hatte er Gelegenheit die Gestalt des Landes zu bestimmen, und seinen geognostischen Anblick, so wie seine Naturgüter und Einwohner, näher zu beschreiben.

Zu Anfang des Jahres 1787 hatte die Englische Regierung den Entschluß gefaßt, eine Kolonie von zur Transportation verurtheilten Verbrechern in diesem Theile Neuhollands anzulegen. Zur Erreichung dieser wohlthätigen Absicht segelte am 13. Mai desselben Jahres, unter dem Befehl des Kommodore Phillip, eine Transportflotte nach dieser Weltgegend ab, und ging am 20. Januar des 1788ten Jahres in der Botany-Bai vor Anker. Da man sich durch eine nähere Ansicht der Dinge aber bald überzeugte, daß die benachbarte Uferstrecke einer neuen Volkspflanzung wenig Vortheil verspreche; so wurde der nahe, etwas nördlicher liegende, Port-Jackson zum Behuf dieser Ansiedlung gewählt, und im folgenden Februar zum Sitz des Gouvernements von Neu-Süd-Wallis erklärt. Dem Kapt. Phillip selbst, sowohl, der zum ersten Gouverneur der neuen Niederlassung ernannt war, als auch dem, mit ihm zu gleicher Zeit in der dortigen Weltgegend sich aufhaltenden, Kapt. Hunter, dann dem ersten Wundarzt der neuen Kolonie, John White, vor allen aber dem dortigen Oberrichter Collins, haben wir die vollständigsten, unter den bis jetzt bekannt gewordenen, Nachrichten über diese Landesstriche, zumahl über die Grafschaft Cumberland, zu verdanken *).

---

*) Der Aufenthalt des unglücklichen La Perousie

Die neuesten Nachrichten, die in Europa über den Zustand jener Landschaft und ihrer Bewohner bekannt worden sind, haben wir durch Turnbull und durch Peron erhalten, welche fast zu gleicher Zeit die neue Kolonie besuchten.

Vancouver besuchte einen Theil der Südwestküste dieses Welttheiles im September des 1791ten Jahres; konnte aber diesen noch sehr wenig gekannten Landesstrich widriger Winde wegen nur auf eine Strecke von 110 großen Seemeilen, vom 116. bis zum 119. Längengrade hin, untersuchen. Funfzehn Monate später wurde diese Küstenstrecke vom 113° bis etwa zum 129° der Länge *) von der Franz. Expedition unter dem Admirale Dentrecasteaux beschifft, und, in so fern es die stürmischen Ostwinde gestatten wollten, theilweise erforscht.

Der Engl. Schiffslieut. Grant besuchte im December 1800 und im März 1801 einen etwa 5 Längengrade betragenden Theil der Südküste nordwestlich vom Vorgebirge Wilson.

---

in dieser Erdgegend, so wie der der Spanischen Expedition, unter Malaspina's und Bustamante y Guerra's Anführung, wird hier übergangen; weil beide keine Beiträge für die nähere Kenntniß dieser Gegend liefern.

*) Die erstern Längengrade nach dem Meridiane von Greenwich, die letzteren aber nach dem von Paris bestimmt.

Der ganze Uferstrich längs der Südküste dieses Kontinentes, vom 129° bis zum 141° östl. Länge von Paris, wurde von dem Franz. Entdeckungsschiffe, dem Geographen, vom 29ten März bis zum 18ten Mai des Jahres 1802 entdeckt, und untersucht *).

Endlich, so hat der Engl. Lieut. Tuckey, welcher im Jahre 1803 mit dem Schiffe Kalkuta zu Port-Philipp vor Anker kam, um dort eine neue Verbrecher-Kolonie anzulegen, diesen, so wie den Westernport, näher beschrieben.

Erläuterungen.

Neuholland. Seite 5.

Neuholland liegt zwischen 207° und 250° westl. Länge von Greenwich, und zwischen 10° 37′ und 39° Süderbreite. Der Flächeninhalt dieses weitläufigen Kontinentes soll nach der geringsten Angabe, mit Einschluß der Diemens-Insel 150,000, nach der höchsten an 200,000 geogr. Quadratmeilen betragen.

Allgemeine Uebersicht des Landes. S. 5.

Sie ist meist nach Cooks Beobachtungen entworfen. S. Hawkesw. B. IV, S. 542.

*) Da die Untersuchungen dieses Theiles von Neuholland durch den Kapt. Flinders nicht zur Kenntniß des Publikums gekommen sind; so konnte ebenfalls keine Rücksicht auf sie genommen werden.

Die Ostküste. S. 7.

Die Landspitze Hicks liegt, nach Cooks Schätzung, unter 37° 58′ S. B. und in der Länge von 210° 39′. Point Dromedary aber unter 36° 18′ S. B. und unter 209° 55′ westl. Länge. Der Mount Warnig hat eine südl. Breite von 28° 22′. Das sandige Vorgebirge, Sandy-Cape, von Cook so benahmt, weil an zwei Stellen ein großer Fleck weißen Sandes zu sehen ist, liegt in der Breite von 24° 45′ und in der Länge von 206° 51′.

Die Nordostküste. S. 10.

Das Vorgebirge des Wendekreises — Cap Capricorn — wurde so genannt, weil es gerade unter dem Wendezirkel liegt, seine westl. Länge ist 208° 58′. Das Kap Mänifold *) liegt in der Breite von 22° 43′. Zwischen ihm und dem vorigen erstreckt sich die Keppels-Bai. Kap Townshend liegt unter 22° 10′ und in der Länge von 210° 18′. Das Vorgebirge Upstart liegt unter 19° 59′ der Breite, und unter 212° 32′ westl. Länge. Die S. B. des Endeavour-Reviers ist 15° 26′, seine westl. L. von 240° 42′.

Das äußerste Ende von Neuholland gegen Norden ist das Kap. York, es liegt unter 218° 24′ der Länge, seine nördlichste Spitze unter 10° 37′, seine östliche hingegen unter 10° 42′ der S. Breite. S. Hawkesw. B. IV, S. 328 bis 542.

---

*) Man wolle im Text Mainhold in Mänifold verbessern.

Neu-Süd-Wallis. S. 15.

Unter dem Nahmen New-South-Wales — Neu-Süd-Wallis —, wie es von seinem ersten Untersucher, Cook, genannt wurde, begreifen die Engländer alles Land, welches zwischen 10° 37′ und 43° 39′, vom Kap York bis zum Süd-Kap auf Diemens Land, und von der Ostküste landeinwärts bis zum 135° östl. Länge von Greenwich sich erstreckt. Ob sie nun gleich von diesem ausgedehnten Landesstriche, so wie von allen anliegenden Inseln im stillen Meere, die innerhalb der vorgedachten Breitengrade liegen, Besitz genommen, und einen General-Kapitän und Gouverneur en Chef darüber bestellt haben, dessen Sitz zu Sydney, der Hauptstadt dieser ganzen ungeheuren Länderstrecke, ist; so sind doch bis jetzt ihre Ansiedelungen meist nur noch auf die Grafschaft Cumberland, östl. von den blauen Bergen, eingeschrenkt.

Der Meerbusen Karpentaria. S. 15.

Dieser geräumige Busen, welcher 1628 entdeckt worden ist, liegt zwischen dem 10° und 18° der B. und etwa zwischen dem 219° und 225° westl. Länge *).

Die Nordwestküste. S. 16.

Unter dem Lande de Witt versteht man gewöhnlich die ganze Küstengegend, welche zwischen dem Nordkap und dem Nordwestkap sich erstrecket, und ungefähr 10 Breitengrade und etwa 15 Grade der Länge be-

*) Nach den bis jetzt darüber vorhandenen Angaben.

faßt. Das nördliche Ende des großen Archipels Bonaparte liegt in 13° 15′ d. B. und in 123° 30′ östl. L.; das nordwestliche scheint unter 14° 47′ d. B. und unter 122° 10′ östl. L. von Paris zu liegen. Der Champagny-Archipel begreift etwa 15 bis 16 Inseln; die Länge der größten unter ihnen soll nicht viel über 3 Franz. Meilen betragen, die mehrsten sind kaum eine halbe Franz. Meile lang. Die Laçepede's-Inseln liegen nahe am festen Lande; sie bestehen aus 4 größeren und mehreren kleineren Inseln, und ziehen sich von Norden nach Süden in einer Länge von etwa 12 Franz. Meilen hin. Das Borda's-Kap liegt, nach einer ungefähren Schätzung, unter 16° 36′ S. B. und unter 120° 8′ östl. L. von Paris. Der Archipel Forestier begreift 6 größere Inseln, deren größte jedoch nicht über 3 bis 4 Franz. Meilen lang ist. Das westlichste dieser Eilande, die Insel Depuch, liegt unter 115° 12′ 50″ östl. Länge, und unter 20° 35′ 30″ der S. Breite. S. Peron, Thl. I, S. 141 u. f.

Die Westküste. S. 19.

Das Land der Endracht wird nebst den es begränzenden Inseln beschrieben bei Peron, S. 118 u. 233. Die Ansicht des Edels-Landes, S. 208 u. f. Eine Darstellung des geognostischen Anblickes der Küstenstriche des Löwinn-Landes findet sich bei demselben Reisenden, S. 62 u. w.

Die Südwestküste. S. 40.

Die Südwestküste wird zum Theil von La Billardiere, B. I, S. 302, zum Theil von Vancou-

ver, B. I, S. 24 beschrieben. Bei dem letzteren findet sich die Schilderung von König Georgs des dritten Sund, S. 27 u. f. Der Eingang in diesen Sund liegt unter 35° 5′ der B. und 118° 17′ der Länge.

Die Südküste. S. 45.

Das Land Napoleon wird beschrieben von Peron, S. 380. Es begreift, alle Krümmungen mit eingerechnet, eine Küstenstrecke von mehr als 600 geogr. Meilen. Das Abschiedskap — Cap des Adieux — liegt unter 31° 55′ S. Br., und 129° 35′ östl. L. von Paris. Die Louis-Bai soll einen Küstenstrich von 9 geogr. Meilen umfassen. Port-Philipp wird beschrieben von Tuckey, S. 94 seines Reiseberichtes. Den Westernport schildert Grant, S. 136.

Port-Jackson. S. 63.

Dieser prächtige Hafen wird beschrieben in des Gouv. Phillips Tagebuch, S. 52. Nach den astronomischen Beobachtungen, welche die Spannischen zu Malaspina's Expedition gehörigen, Officiere zu Sydney-Bucht anstellten, war die Länge ihres Observatoriums, welches auf der Landspitze dieser Bucht errichtet war, 151° 18′ 8″ östl. von Greenwich entfernt, und die Breite war 33° 51′ 28‴ südlich. Collins, S. 105 *).

*) Durch ein Versehen des Setzers ist im Texte der Georgs-Fluß mit dem Hawkesbury vertauscht worden. Es muß heißen: der erstern den Fluß Hawkesbury, der letztern den Georgs-Fluß zu. S. S. 63.

Die Botany-Bai. S. 64.

Diese weit ausgedehnte Bai wurde zuerst von Cook entdeckt. S. Hawkesw. B. IV, S. 343. Durch die überaus vortheilhafte Schilderung, welche er von ihr machte, dazu veranlaßt, beschloß die Brittische Regierung ihre neue Verbrecher-Kolonie daselbst anzulegen. An Ort und Stelle angekommen, fand aber der Gouv. Phillip bei näherer Erforschung derselben und der sie begränzenden Landesstrecke, daß beide den ihnen ertheilten Lobsprüchen bei weitem nicht entsprachen. Er beschloß daher in dem, 3 grosse Seemeilen von ihr nordwärts liegenden, Porte Jackson seine neue Kolonie anzusiedeln. In Ansehung ihrer und ihrer Umgebungen vergl. Peron, S. 447. Nach Cook liegt sie unter dem 34° der B. und in der westlichen L. von 208° 37′.

Die Brocken-Bai. S. 65.

Diese Bai nebst dem Flusse Hawkesbury wird beschrieben von Hunter im III Thl. der Reisen nach Neu-Süd-Wallis, S. 66; von Phillip, in seinem Tagebuch, S. 235, in demselben B. der Reisen; und von Peron, S. 475. Ihre B. ist 33° 34′ südl. ihre L. 151° 27′ östlich. Das Innere der Landschaft Cumberland, in so weit es bis jetzt von Europäern untersucht ist, wird beschrieben von Phillip in dessen Tagebuch, von Hunter, in seinem Reisebericht und von Peron; man vergl. diese Werke hin und wieder.

Die blauen Berge. S. 68.

Diese Gebirgskette, ein Theil des Hauptgebirges von Neu-Süd-Wallis ward zu erst vom Gouv.

Phillip näher in Augenschein genommen, und von ihm mit dem Nahmen der blauen Berge belegt. Einen Theil derselben nannte er die Carmathen und den andern die Landsdown-Berge. S. Hunter S. 78. Die vollständigste Beschreibung dieses ungeheuren Kettengebirges findet sich aber bei Peron, S. 456 u. f. Da man indessen, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch nicht über dieses ungemein öde, rauhe und hohe Gebirge hat hinüber kommen, und eben so wenig, seiner Unzugänglichkeit wegen, es hat erforschen können; so ist bis jetzt eine vollständige Schilderung desselben, zumahl in geognostischer Rücksicht, noch nicht wohl möglich.

Das Mineralreich. S. 69.

Die Untersuchung der Bergarten der Grafschaft Cumberland haben wir den beiden Mineralogen der Franz. Expedition, Depuch und Bailly, zu verdanken. S. Peron, S. 481.

Das Gewächsreich. S. 73.

Was die Erzeugnisse des Pflanzenreiches anbetrifft, so finden sich dieselben beschrieben von Cook, Phillip, Hunter, White und Peron; man vergleiche deßfalls, Hawkesw., B. IV, 544; Phillips Reise und dessen Tagebuch, nebst Hunters Reise hin und wieder; ferner White's Beiträge zur Naturgeschichte von Neu-Süd-Wallis, S. 133 u. f.; endlich Tuckey's Reise, S. 125 u. w.

Das Thierreich. S. 78.

Vom Thierreiche dieses Welttheiles handeln Cook, siehe bei Hawkesw., B. IV, 548; Phillip, in dessen Reise und Tagebuch, man sehe besonders seine Beschreibung des Kanguru, S. 88 seiner Reise; Hunter an verschiedene Stellen, White in seinen Beiträgen zur Naturg. von N. S. W., S. 115; und Peron, S. 465.

Die Lufttemperatur. S. 100.

Aus den, während eines Jahres zu Port Jackson angestellten meteorologischen, Beobachtungen ergaben sich folgende Thermometerstände:

Zeit der Beobacht.	Thermometer-Beobacht. höchste Luftwärme.	Thermometer-Beobacht. niedrigste Luftwärme.	Ort der Beobacht.
Januar	80°.	72° F.	Sydney Cove.
Februar	77.	65.	
März	75.	60.	
April	72.	68.	
Mai	67.	56.	
Juni	62.	52.	
Juli	63.	52.	
August	72.	56.	
September	fehlt.	fehlt.	
October	81.	49.	
November	59.	53.	
December	102.	53.	
Januar	112.	63.	

Merkwürdige meteorologische Erscheinungen. S. 103.

Eine Erklärung der heißen Nord- und Nordwestwinde ist im vorigen Hefte zu geben versucht worden, auf welche wir der Kürze wegen verweisen. Die heftigen, hier zu gewissen Jahreszeiten herrschenden Gewitterstürme, lassen sich wohl aus derselben Ursache erklären.

Denn vorausgesetzt, daß sich im nord- und nordwestlichen Theile dieses Kontinentes große pflanzenleere Sandwüsten finden, so wird die nackte Sandfläche, zumahl in der heißern Jahreszeit, durch den senkrechten Sonnenstrahl ungemein erhitzt werden. Der glühende Sand veranlaßt nun eine aufsteigende Strömung der Luft, welche die in derselben enthaltenen Wasserdünste vom Zersetzen abhält. So häufig also auch die feuchte Meeresluft von allen Seiten her in die, durch die aufsteigende warme Luft verdünnten, Schichten eindringt; so werden die, durch sie herbei geführten, Dünste doch gezwungen über die erhitzten Sandebenen hinzuziehen; ohne daß der Niederschlag erfolgt. Erst in der gebirgigen Region läßt der aufsteigende Luftstrom nach, die Wasserdünste treten, schnell verkühlt, in ungeheurer Menge zusammen, und der Niederschlag erfolgt mit allen jenen ihn begleitenden fürchterlichen Phänomenen.

Bei Gelegenheit dieser Lufterscheinung sah man das Thermometer schnell von 18° bis auf 27° R. steigen, und es fielen Hagelkörner, welche 29 Linien lang, 17

Linien breit, und 8 Linien dick waren. S. Peron, S. 473. Man vergleiche in Ansehung der erstickenden Hitze noch Collins, S. 86, wo er bemerkt, daß bei dieser Gelegenheit das Therm. selbst im Schatten über 100° F. stand. Freilich trug zu Erhöhung dieser entsetzlichen Hitze, der Umstand bei, daß die Wilden das hohe Gras umher in Brand gesteckt hatten. Nach seiner Versicherung hat man zu einer andern Zeit während eines Gewitters, welches in einer nordwestlichen Richtung in der Gegend des Hawkesbury vorüberzog, bemerkt, daß Stücke Eis fielen, welche 6 bis 8 Zoll lang, und wenigstens 2 Finger dick waren. Sie blieben beinahe zwei Tage lang unverändert auf der Erde liegen. S. 255.

Die Bevölkerung. S. 105.

Es geht aus allen Beobachtungen hervor, daß dieser weit ausgedehnte Welttheil nur höchst nothdürftig mit Bewohnern versehen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das ungeheure Binnenland ganz menschenleer. Denn, abgesehen von seinem eigenthümlichen Natur-Charakter, dürfte dieß schon daraus erhellen, daß man gar keine Spur von irgend einer Art des Feldbaues unter den Uferbewohnern findet. Lebten nämlich in der innern Gegend mehrere Völkerschaften, so läßt sich gar nicht einsehen, wie diese ohne den Anbau von eßbaren Gewächsen existiren könnten. Und wäre dieß der Fall, so ist es wieder nicht wahrscheinlich, daß alsdann gar keine Kenntniß vom Pflanzenbau bis zu den Küstenanwohnern vorgedrungen seyn sollte! Unter diesen letztern scheinen die Uferbewohner der Grafschaft Cumberland die zahlreichsten zu seyn.

Körperbildung. S. 107.

Die Körpergestalt dieser Menschenart beschreibt Cook bei Hawkesw., B. IV, S. 555 u. 557; Hunter, S. 19, 25; Grant, S. 89, 92, 114, 168; und Tuckey, S. 94.

Kleidung und Schmuck. S. 108.

Diese beschreiben Cook, S. 558; Phillip, Reise, S. 68, 107 u. 114; in dessen Tagebuch, S. 199, 224; Hunter, S. 19, 23; Grant, S. 115; und Tuckey, S. 94.

Wohnungen. S. 112.

Ihre Wohnungen schildert Cook, S. 561; Phillip, in dessen Reise, S. 70, 86; Hunter, S. 28; und Grant, S. 100. Der Hausrath wird beschrieben von Cook, S. 563.

Nahrungsmittel und Speisebereitung. S. 116.

Ueber diese sind zu vergleichen Cook, S. 565; Phillip, in dessen Reise, S. 112; in dessen Tagebuch, S. 240; Hunter, S. 33, 113; White, S. 89, 94, 97, 106; Grant, S. 101, 175.

Fischergeräthe und Fischfang. S. 118 und 122.

Diese beschreibt Cook, S. 564; Phillip, S. 113; White, S. 61` 97; Hunter, S. 30; und Grant, S. 143, 176.

Kanots. S. 120.

Vollständige Beschreibungen von den Kähnen der Eingebornen finden sich bei Cook, S. 575; bei Phillip, S. 95, 112; bei White, S. 106; und bei Grant, S. 114.

Jagd. S. 125.

Diese anlangend, so finden sich die hieher gehörigen Stellen bei Hawkesw., S. 566; und bei Hunter, S. 28, 191.

Waffen. S. 127.

Die Waffen beschreibt Cook, S. 572; Hunter, S. 20, 22; Phillip, in dessen Tagebuch, S. 183, 219, 244; White, S. 61.

Verfassung. S. 131.

In Rücksicht der Verfassung vergleiche man Collins, S. 299; so wie dieser genaue Beobachter und Beschreiber der Landeseingebornen über alle übrigen, auf sie Bezug habenden, Abschnitte, von S. 297 bis 314, zu vergleichen ist.

Bevölkerung. S. 133.

Was diese betrifft, so sind Cook, S. 578; und Grant, S. 143 darüber zu vergleichen.

Der Krieg. S. 137.

Ueber die Kriege der Eingebornen, ihre Veranlassung und die Art sie zu führen sehe man bei Phillip, S. 111; und bei White, S. 107.

Die Weiber. S. 135.

Ueber die Weiber und ihr Verhältniß zu den Männern siehe Phillip, Tagebuch, S. 197, 217, 266; Hunter, S. 33; und Grant, S. 90.

Verstümmelung des Körpers. S. 139.

Von dieser sprechen Phillip, in dessen Reise, S. 66, 67; und in dessen Tagebuch, S. 229, 233; und Collins, S. 309.

Krankheiten. S. 141.

Siehe Phillip, dessen Reise, S. 91, und dessen Tagebuch, S. 198; ferner Hunter, S. 63.

Bestattung der Todten. S. 143.

Ueber diese sind zu vergleichen Phillip, Reise, S. 100, 115; und Hunter, S. 32.

Religion. S. 146.

Das Wenige, was über diesen Gegenstand in unsern Reiseberichten sich vorfindet, ist bei Collins, S. 297 nachzulesen.

Aberglaube. S. 148.

Ueber die, unter den Neuholländern herrschenden, abergläubigen Vorstellungen und Ceremonien ist Phillip, in dessen Tagebuch, S. 198, 246 mit Grant, S. 91 zu vergleichen. Ueber die Kuradschi's sehe man Turnb., Thl. I, S. 73.

Bildnereien. S. 150.

Diese findet man beschrieben bei Phillip, Reise, S. 90.

Tanz. S. 150.

Die Tänze der Wilden werden geschildert von Hunter, S. 118.

Auffallende Sitten und Gebräuche. S. 154.

Von der sonderbaren Sitte des halbstündigen Stillschweigens erzählt Grant, S. 112, 122. Vom Menschenfressen handelt derselbe, S. 117 u. 247. Bei Hunter kommt, S. 44, eine Nachricht vor, die es selbst wahrscheinlich macht, daß die Anwohner des Portes Jackson ihre getödteten Feinde bisweilen auffressen; ob gleich Collins ausdrücklich behauptet, daß sie diese Sitte verabscheuten.

Erklärung des Kupfers.

Unsre Abbildung stellt eine kleine Neuholländische Familie dar, die sich vor ihrer Hütte am Feuer gelagert hat. Der Mann ist in voller Rüstung. Beide, Mann wie Frau, scheinen mit kindischer Neugierde irgend einen auffallenden Gegenstand, der sich ihnen aus der Entfernung nähert, zu beobachten. Diese Abbildung ist aus Vancouver und aus Parckinson entlehnt.

Bemerkung.

Da den Kolonien der Europäer, am Ende des ganzen Werkes, ein besonderer Abschnitt gewidmet werden soll; so mußte, unserm Plane gemäß, die Brittische Volkspflanzung in Neu-Süd-Wallis hier übergangen werden. Das nächste Heft beginnt mit Amerika.

Bayerische Staatsbibliothek München

L. Weber

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stuart, Martinus

Der Mensch, wie er erscheint oder Darstellung aller Völker der bekannten Erde aus dem Holländischen

Bd.: 3,1

Crefeld (1809)

Res/H.g.hum. 216 m-3,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10445948-0